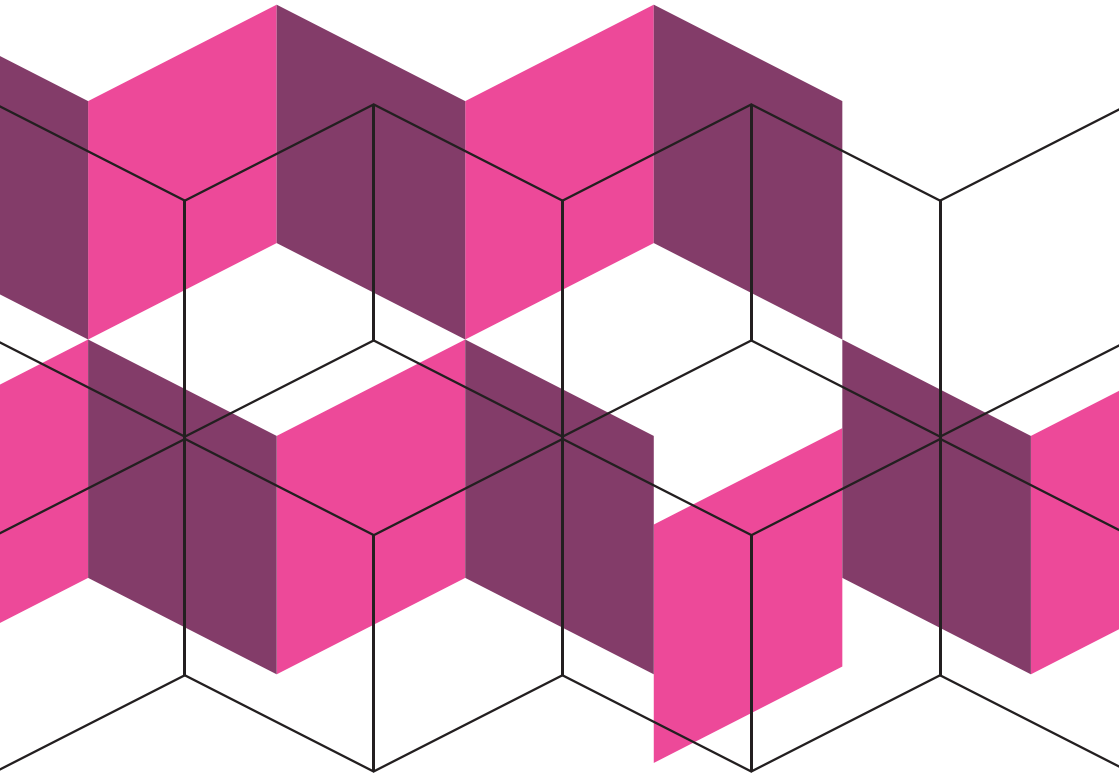


Antisemitismus im (Schul-)Alltag

**Erfahrungen und Umgangsweisen jüdischer
Familien und junger Erwachsener**



Marina Chernivsky | Friederike Lorenz | Johanna Schweitzer

Das **Kompetenzzentrum für Prävention und Empowerment** ist ein Institut für Bildung und Forschung mit Sitz in Berlin und bundesweiter Ausrichtung. Das Kompetenzzentrum qualifiziert Fach- und Führungskräfte im Bildungswesen, in der Zivilgesellschaft, Verwaltung und Politik für die Antisemitismus- und Diskriminierungsprävention, führt Forschungsprojekte durch, veranstaltet Konferenzen und Fachsymposien. Seit Januar 2020 ist das Kompetenzzentrum in Trägerschaft der ZWST Mitglied im „Kompetenznetzwerk Antisemitismus“, gefördert durch das Bundesprogramm „Demokratie leben!“ und das BMFSFJ.

Ein Wissenschaftlicher Beirat hat dieses Forschungsprojekt beraten. Wir bedanken uns bei Prof. Dr. Julia Bernstein, Dr. Michael Blume, apl. Prof. Dr. Gideon Botsch, Sybille Hoffmann, Dr. Andreas Jantowski, Prof. Dr. Doron Kiesel, Prof. Dr. Beate Küpper, Dr. Andrés Nader, apl. Prof. Dr. Samuel Salzborn, Prof. Dr. Barbara Schäuble, Prof. Dr. Andreas Zick.

Unser Dank geht auch an Ina Braun, Lea Feibusch, Vera Katona, Anna Puganovskaya und Romina Wiegemann für die Mitarbeit bei der Datenerhebung.

Der Forschungsbericht einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Kompetenzzentrums für Prävention und Empowerment unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigung, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Speicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links.

Zitationsvorschlag: Chernivsky, Marina/ Lorenz, Friederike/ Schweitzer, Johanna (2020): Antisemitismus im (Schul-)Alltag – Erfahrungen und Umgangsweisen jüdischer Familien und junger Erwachsener. Kompetenzzentrum für Prävention und Empowerment, Berlin.

© 2020, Alle Rechte vorbehalten.

Antisemitismus im (Schul-)Alltag

Erfahrungen und Umgangsweisen jüdischer
Familien und junger Erwachsener

Marina Chernivsky | Friederike Lorenz | Johanna Schweitzer

Studienleitung:

Marina Chernivsky *und* Friederike Lorenz

Projektkoordination und wissenschaftliche Mitarbeit:

Johanna Schweitzer

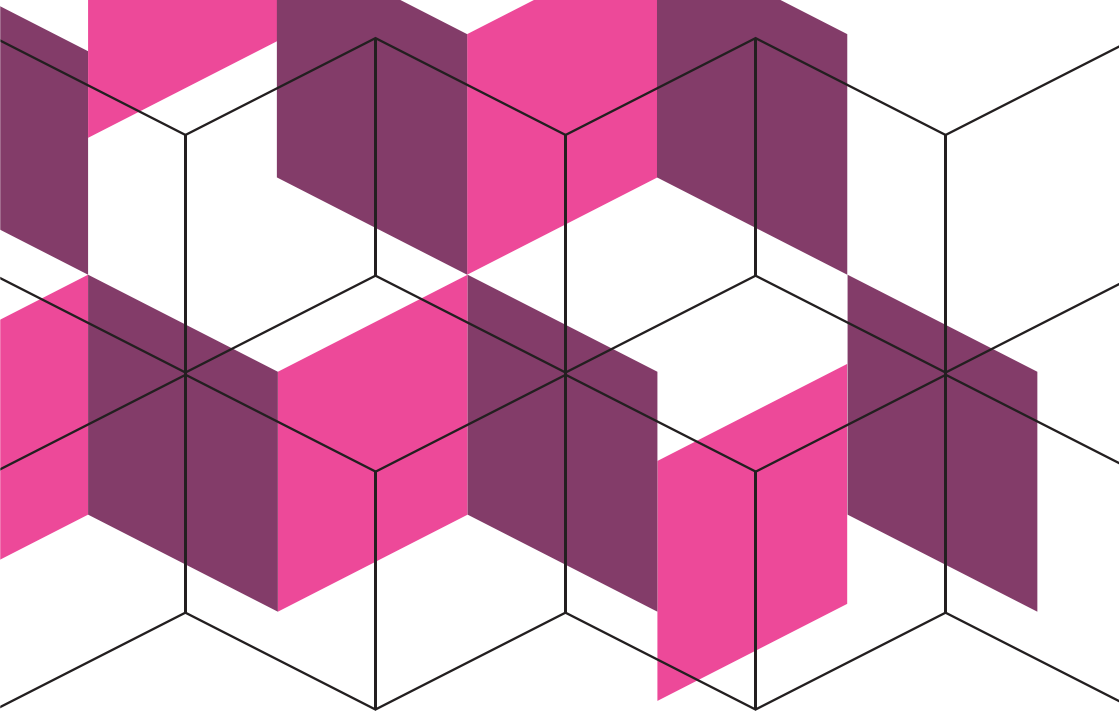
Berlin, 2. Auflage

ISBN: 978-3-0a0-071026-1

INHALTSVERZEICHNIS

1. Ausgangssituation	9
2. Antisemitismus in der Gegenwartsgesellschaft	15
2.1 Forschungsstand	17
2.2 Antisemitische Übergriffe – Theoretische Einordnung	22
2.3 Antisemitismus in Bildungssettings	23
2.4 Antisemitische Gewalt: Definitionsmacht, Dynamiken und Wirkung	24
3. Anlage und Methodik der Studie	33
3.1 Erkenntnisinteresse	35
3.2 Sampling und Erhebung	36
3.3 Datenanalyse	38
4. Zentrale Befunde	41
4.1 Perspektiven von jungen Erwachsenen und Familien	43
4.2 Antisemitismus in der Gegenwartsgesellschaft	45
4.2.1 <i>„Wenn die Zeiten schwer werden, wird die Synagoge voller. Dieses Jahr war es extrem voll“</i> – Einschätzungen der gesellschaftlichen Lage	47
4.2.2 Wahrnehmung von Antisemitismus als Teil von erstarkendem Nationalismus und Rechtspopulismus	50
4.2.3 <i>„Es kann doch nicht unsere Aufgabe sein“</i>	52
4.3 <i>„und dann haben alle irgendwie mitgemacht“</i> – Antisemitismus als alltägliche Erfahrung	54
4.3.1 Verständnisse und Konzepte von Antisemitismus	58
4.3.2 <i>„wenn man jemanden anders behandelt, nur, weil er jüdisch ist.“</i> – Besonderung und angenommene Nicht-Präsenz	60

4.4	„Ich hatte das Gefühl gehabt, die nehmen es nicht ernst genug“: Erfahrungen aus der Schulzeit	62
4.4.1	Antisemitismus unter Gleichaltrigen	66
4.4.2	Jüdinnen*Juden über die Reaktionen auf Antisemitismus durch Lehrer*innen	71
4.4.3	„Ja, und wie ist das denn bei dir?“ - Shoah als Unterrichtsthema	75
4.4.4	„Ich habe es nicht dem Lehrer erzählt“	81
4.5	Antisemitismus als graduelle Erfahrungskategorie	86
4.5.1	Situationsdefinitionen und Einordnungen von Gewalt	87
4.5.2	Einfluss antisemitischer Strukturen auf die familialen Beziehungen	93
4.6	„man (ist) sehr, sehr oft alleine“ – Entwicklung von Umgangsstrategien	98
4.6.1	„einfach auch so zurück zu labern.“ – Reflexion und Wirkung von Antisemitismuserfahrungen	100
4.6.2	Familie und Community als Ressource	104
5.	Resümee	109
6.	Literaturverzeichnis	117
7.	Impressum	125



1. Ausgangssituation

1. AUSGANGSSITUATION

Antisemitismus als Alltagserfahrung stand bis vor kurzem nur punktuell im Fokus politischer und öffentlicher Diskussionen. Die jüngste Aktualisierung der Debatte um Antisemitismus an deutschen Schulen ist nicht von selbst entstanden, sondern sie war verbunden mit neuen Formen der Dokumentation antisemitischer Übergriffe¹, der sich verdichtenden Bedrohung von Jüdinnen*Juden in Deutschland (vgl. exemplarisch Steinke 2020) und einer Vielzahl öffentlich gewordener ‚Vorfälle‘², die im Terroranschlag auf die Synagoge in Halle (Saale) am 9. Oktober 2019 ihren Höhepunkt fanden. Während der Anschlag von Halle das Vernichtungsmotiv von antisemitischer, rassistischer und rechtsradikaler Gewalt offenlegte, existieren im Alltag weitgehend normalisierte Dimensionen von Antisemitismus. Dazu zählen unter anderem antisemitische Situationen im schulischen Kontext, die sich häufig in Form von (verbaler) Gewalt, wie etwa in antisemitischen Differenzierungen, Anspielungen oder auch eindeutigen Beschimpfungen ausdrücken können (vgl. Scherr/Schäuble 2006; Stender et al. 2010; Salzborn/Kurth 2020).

Die Effekte antisemitischer Gewalt und Diskriminierung standen jedoch lange Zeit nicht im Fokus von Forschung und Politik. Inzwischen gibt es neuere empirische Befunde zur Wirkung antisemitischer Strukturen und Übergriffe im schulischen Kontext (vgl. Zick et al. 2017; Bernstein et al. 2018; Bernstein 2020; Chernivsky/Lorenz 2020). Diesen Studien zufolge zeigen sich

1 Siehe dazu u.a. die Jahresberichte der Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus (RIAS), Verfassungsschutzberichte, Monitoring antisemitischer Straftaten durch zivilgesellschaftliche Beratungsstellen, Beobachtungen von democ. Zentrum Demokratischer Widerspruch e.V. oder das Jüdische Forum für Demokratie und gegen Antisemitismus e.V. (JFDA).

2 Zur Kritik am Begriff des antisemitischen ‚Vorfalls‘, der eine Exponiertheit einzelner Situationen suggeriert, diese entkontextualisiert und die Struktur antisemitischer Gewalt nicht ausreichend transportiert, siehe ausführlicher Chernivsky/Lorenz 2020.

im Handlungsfeld Schule diverse Ausdrücke von Antisemitismus in verdichteter Form. Doch die Schule ist nicht der einzige Lebensbereich, in dem sich der gegenwärtige Antisemitismus manifestiert. Jüdinnen*Juden werden in vielen Bereichen des öffentlichen Lebens kollektivierend und verletzend adressiert – am Arbeitsplatz, in der Nachbarschaft, im nahen Freundeskreis, in der Freizeit und zunehmend auch durch die in sozialen Medien geteilten Verschwörungsmythen (vgl. Zick et al. 2017; FRA 2018; Schwarz-Friesel 2019; Reimer-Gordinskaya/Tzschiesche 2020).

Vor dem hier skizzierten Hintergrund wurde die vorliegende qualitative Studie „Antisemitismus im (Schul-)Alltag – Erfahrungen und Umgangsweisen jüdischer Familien und junger Erwachsener“ von 2017 bis 2019 am Kompetenzzentrum für Prävention und Empowerment konzipiert und durchgeführt.³ Das Erkenntnisinteresse dieser Studie galt der Wahrnehmung von Antisemitismus an Schulen und in weiteren Lebensbereichen aus der Perspektive junger jüdischer Erwachsener⁴ sowie jüdischer Familien mit schulpflichtigen Kindern.

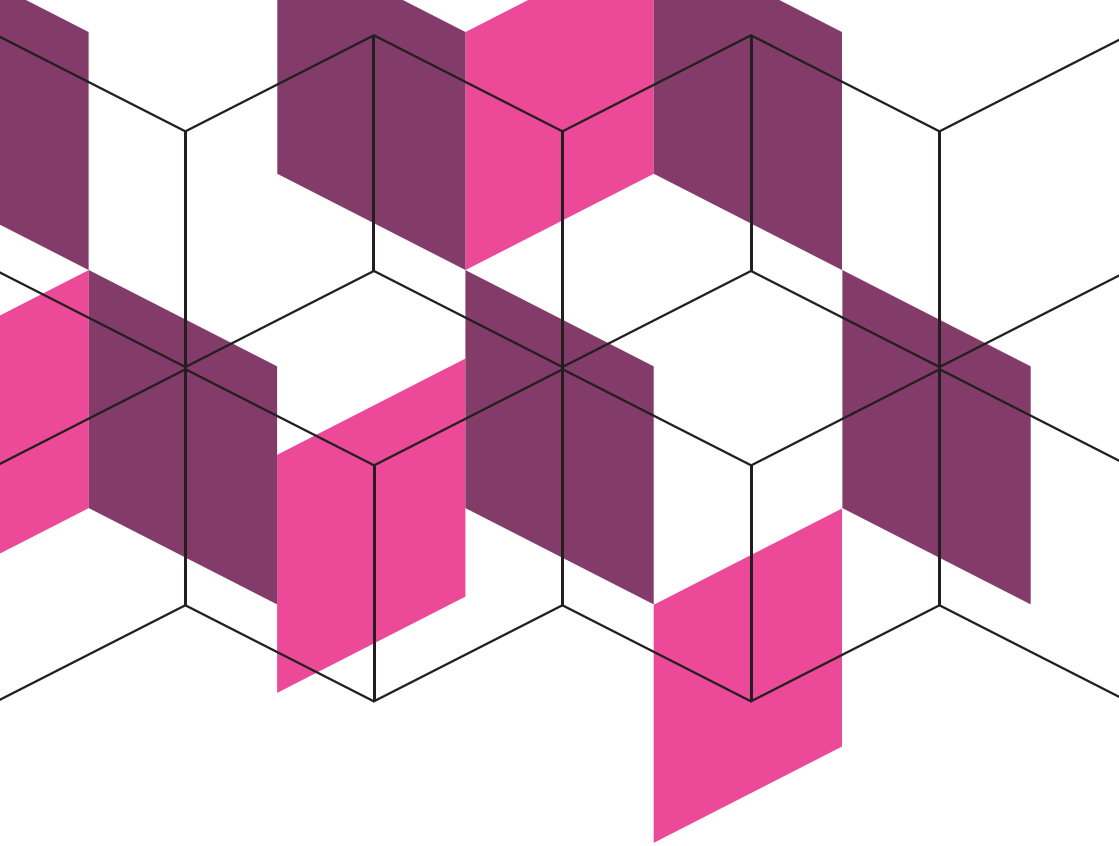
3 Die Studie wurde gefördert im Rahmen des Bundesprogramms „Demokratie leben!“ des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend mit der Unterstützung von JDC (Jewish Joint Distribution Committee).

4 Das Kriterium für die Teilnahme an der Studie war ein max. 5 Jahre zurückliegender Abschluss der schulischen Laufbahn.

Die Befunde tragen zur empirischen Fundierung des Fachdiskurses bei, indem sie ermöglichen, Wahrnehmungen, Deutungen und Reaktionen von Jüdinnen*Juden zu verstehen und systematischer als bisher einzubeziehen.

Damit bearbeitet die Studie eine Leerstelle in der Forschung, da sie mit der etablierten Praxis bricht, dass „über Juden und nicht mit Juden gesprochen“ wird (Chernivsky 2015: 19) und sensibilisiert für die vorherrschende Perspektivendivergenz in der Wahrnehmung und Einordnung des aktuellen Antise-

mitismus in der Gesamtgesellschaft. Im Folgenden skizzieren wir zunächst den Forschungsstand zu Antisemitismus in der Gegenwartsgesellschaft (Kapitel 2.1). Es folgen theoretische Hinweise zu den Wirkungen antisemitischer Gewalt (Kapitel 2.2). Nach der Skizzierung der Methodik der Studie (Kapitel 3) stellen wir unsere empirische Analyse von Antisemitismus aus jüdischen Perspektiven vor (Kapitel 4), resümieren diese und formulieren auf Basis der empirischen Befunde einige Reflexionsimpulse (Kapitel 5).



2. Antisemitismus in der Gegenwarts- gesellschaft

2. ANTISEMITISMUS IN DER GEGENWARTSGESELLSCHAFT

2.1 Forschungsstand

Antisemitismus ist ein Phänomen, mit dem sich verschiedene Forschungsrichtungen und Disziplinen beschäftigen und unterschiedliche Definitionen hervorbringen (siehe u.a. Holz 2000; Rensmann 2004; Botsch 2014; Antisemitismusbericht 2017; Bernstein 2020; Salzborn 2020). Es besteht aber ein Konsens darüber, dass Antisemitismus sich in Wort und Tat gegen Jüdinnen*Juden sowie gegen den Staat Israel als imaginiertes (jüdisches) Kollektiv richten und in Diskriminierung und (extremer) Gewalt münden kann. Trotz der Kontinuität und Virulenz des Antisemitismus sind die Gegenwartsperspektiven von Jüdinnen*Juden wenig erforscht und kaum systematisch berücksichtigt worden. Der Diskurs wurde lange von einer Bezugnahme auf historischen Antisemitismus bestimmt, während die Auseinandersetzung mit der Struktur und Wirkung tradierter Einstellungen und Praktiken in der Gegenwart weitgehend ausblieb. Oftmals werden antisemitische Einstellungen primär als Problem ‚der Jugend‘, ‚der Muslime‘ und/oder der ‚radikalen Kräfte‘ – zum Beispiel der Rechtsextremen – gedeutet und nicht als strukturelles Problem der Gegenwartsgesellschaft thematisiert. Vor diesem Hintergrund ist es relevant, Perspektiven und Umgangsweisen potenziell Betroffener bzw. als jüdisch adressierter Menschen in den Fokus zu rücken und damit einen Paradigmenwechsel in der Wahrnehmung und Einordnung des aktuellen Antisemitismus einzuleiten. Es gilt zu untersuchen, *wie* Antisemitismus wirkt und nicht nur ausschließlich zu erkunden, worin dieser begründet liegt.

Hinsichtlich des Forschungsstandes bietet der vom Zweiten Unabhängigen Expertenkreis Antisemitismus (im Folgenden: UEA) im Jahr 2017 veröffentlichte Bericht eine umfangreiche Bestandsaufnahme zu Entwicklungen und Dynamiken des aktuellen Antisemitismus in Deutschland unter erstmaliger Berücksichtigung jüdischer Perspektiven.¹ Der Bericht verzeichnet etliche Leerstellen unter anderem in Bildung und Forschung und liefert zudem eine Zusammenfassung empirischer Befunde zu antisemitischen Einstellungen und antisemitisch motivierter Gewalt. Auch wenn einige im Bericht vorgestellte Studien Hinweise darauf geben, dass die ‚klassischen‘ Formen des Antisemitismus scheinbar zurückgehen, weisen die ‚sekundären‘ und ‚israelbezogenen‘ Ausdrucksformen des Antisemitismus steigende Tendenzen auf (vgl. u.a. Zick/Küpper/Krause 2016).

Die vom UEA in Auftrag gegebene Studie „Jüdische Perspektive auf Antisemitismus“ (vgl. Zick et al. 2017)² gibt darauf ers-

te Hinweise. Bis zur Erhebung und Veröffentlichung der genannten Studie gab es in Deutschland – mit Ausnahme der von der EU durchgeführten FRA-Studie im Jahre 2015 – keine vergleichbaren empirischen Untersuchungen zu Antisemitismus aus der Sicht der jüdischen Bevölkerung. Die Studie bildet einen bedeutsamen Beitrag in der Antisemitismusforschung, da hier die Resonanzräume der von Antisemitismus Betroffenen in den Fokus gerückt werden (vgl. ebd.). Durchgeführt wurden

quantitative und qualitative Befragungen mit Vertreter*innen aus jüdischen Organisationen sowie Interviews mit Jü-

1 Der gesamte Bericht ist hier abrufbar: <https://dip21.bundestag.de/dip21/btd/18/119/1811970.pdf> (08.12.2020).

2 Die repräsentative Studie wurde als Online-Umfrage unter der Leitung von Andreas Zick 2016 in Bielefeld durchgeführt. Die qualitative Befragung wurde als Teil der Gesamtstudie von Julia Bernstein umgesetzt. Marina Chernivsky und Beate Küpper konzipierten die Studie mit und beteiligten sich an deren Auswertung (vgl. 2017).

dinnen*Juden, die älter als 16 Jahre sind und in Deutschland ihren Wohnsitz haben. Die Befunde zeigen, dass ein Großteil der befragten Personen Antisemitismus als ein alltagsrelevantes Problem beschreibt (vgl. ebd.). Außerdem nehmen Jüdinnen*Juden eine Zunahme des Antisemitismus, insbesondere in Form judenfeindlicher Sprachhandlungen, wahr. Hierbei spielt vor allem der Gebrauch antisemitischer Äußerungen, sowohl im direkten Kontakt als auch im Internet, eine große Rolle (vgl. ebd.). Die quantitative Studie erfragte zudem die Rezeption und Bewertung politischer sowie pädagogischer Präventions- und Interventionsmaßnahmen aus Sicht der jüdischen Bevölkerung. Hier forderten rund 71 Prozent der Interviewpartner*innen, dass es mehr Sicherheit für jüdische Menschen in Deutschland geben müsse (vgl. ebd.: 25). Die Mehrheit der Befragten stimmte der Aussage *„In der Schule muss verstärkt über den aktuellen Antisemitismus aufgeklärt werden“* „voll und ganz“ zu (vgl. ebd.: 26). In einem offenen Antwortformat wurden zudem Vorschläge für den Bereich Schule unterbreitet. Als präventive Maßnahmen nannten die Befragten die Bildung zu Shoah, die Ansprache von Kindern mit nicht-deutschem Hintergrund, den interreligiösen und interkulturellen Dialog sowie eine differenzierte Aufklärung über den sogenannten Nahostkonflikt (vgl. ebd.).

Darüber hinaus enthielt die Studie einen qualitativen Teil, in welchem Einzelinterviews mit Jüdinnen*Juden und Gruppeninterviews geführt wurden (vgl. ebd.: 41). Die Ergebnisse zeigen, dass Antisemitismus seit 2014 aus subjektiver Sicht der Befragten zugenommen habe und dieser „in ganz unterschiedlichen Gruppen der Gesellschaft viel offener und salonfähiger wurde“ (ebd.: 79). Zudem berichteten viele Interviewpartner*innen, sie würden das Tragen jüdischer Symbole

vermeiden und sich in Deutschland bzw. in der direkten Nachbarschaft nicht sicher fühlen (vgl. ebd.). Ferner zeigt die Studie – noch vor dem rechtsextremistischen Anschlag in Halle – eine alarmierende Bandbreite antisemitischer Übergriffe, die von versteckten Andeutungen bis zu direkter Gewalt reichen und Jüdinnen*Juden mehrfach und zunehmend betreffen.

Zur Erforschung der sogenannten Betroffenenperspektive trägt die Studie von Julia Bernstein (2018; 2020) maßgeblich bei. Bernstein und ihr Team liefern erste empirische Einblicke in die Perspektiven von Schüler*innen, Lehrer*innen und Sozialarbeiter*innen mit jüdischer Biografie sowie in die Rezeption und Reaktion von Lehrkräften im Umgang mit antisemitischen Vorkommnissen an Schulen. Auch hier wird die Divergenz zwischen der Wahrnehmung antisemitischer Bedrohung aus jüdischer und nicht-jüdischer Sicht sehr deutlich. Antisemitismus an der Schule wird aus jüdischer Perspektive als weitgehend normalisiert beschrieben. Jüdische Schüler*innen erfahren im Unterricht häufig eine „Zuschreibung von Repräsentationsrollen“ (Bernstein 2018: 49), das heißt, sie werden zu „Repräsentanten des Judentums oder Israels gemacht und somit in die Rolle eines Sprechers oder Experten eines Kollektivs gedrängt“ (ebd.: 56). Auch belegt Bernstein mit ihren Interviews, dass viele jüdische Schüler*innen antisemitische Abwertungen und Anfeindungen nicht nur durch ihre Mitschüler*innen erleben, sondern auch vonseiten der Lehrkräfte (vgl. ebd.). Als Konsequenz für den Umgang mit Antisemitismus in der Schule zeigt sich, dass sich die Betroffenen häufig allein gelassen fühlen und kaum Schutz erfahren (vgl. ebd.).

Jüdische Perspektiven auf Antisemitismus wurden auch im jüngst erschienenen Forschungsbericht „Antisemitismus,

Heterogenität, Allianzen“ (2020) von Katrin Reimer-Gordinskaya und Selana Tzschiesche analysiert. Der Bericht stellt die Befunde des ersten Schwerpunkts der ‚Aktivierenden Befragung‘ im Rahmen des Berlin-Monitors (2019) dar. Für die Studie wurden 30 Jüdinnen*Juden in Berlin zu ihren Lebenswelten und ihrer Wahrnehmung von und ihren Umgangsweisen mit Antisemitismus interviewt (vgl. 2020: 125). Alle interviewten Personen schildern, dass sie Antisemitismus in „unterschiedlichen *Lebensbereichen* und dabei in unterschiedlicher Qualität erfahren“ (ebd.: 21). Als Orte der Konfrontation werden beruflicher und privater Kontext genannt - insbesondere die Schule, der Arbeitsplatz, öffentliche Verkehrsmittel und Demonstrationen (vgl. ebd.).

Weiterhin verweisen alle Gesprächspartner*innen der ‚Aktivierenden Befragung‘ auf antisemitische Aggressionen, die keinem „besonderen Profil“ (ebd.: 23) zugeordnet werden könnten, sondern vielmehr weit in der Berliner Bevölkerung verbreitet seien und sich unter anderem in Form von Grenzüberschreitungen, aufgeladenen Sprachhandlungen sowie Andersmachung bemerkbar machten (vgl. ebd.). Darüber hinaus werden die „Umgangsweisen der Betroffenen“ (ebd.: 43) differenziert. Beschrieben werden diese dahingehend, dass „einerseits auf individueller Ebene individualisiert-defensiv“ (ebd.: 44)“ und „andererseits auch offensiv reagiert (wird)“, wobei „die Etablierung professioneller Strukturen [...] die Entwicklung hin zu einer kollektiv-offensiven Gegenwehr gegen Antisemitismus in und aus jüdischen Communities heraus ermöglicht [hat]“ (ebd.).

Ferner zeigt die Befragung, dass die Interviewpartner*innen kaum von „unterstützenden und solidarischen Reaktionen“

(ebd.: 24) berichten. Vielmehr wird in den Gesprächen von „gar *sekundären Aggressionen* berichtet“ (ebd.). Hieraus wird gefolgert, dass die von Antisemitismus Betroffenen weitgehend auf sich selbst gestellt sind und ihre Erfahrungen allein verarbeiten (vgl. ebd.). Außerdem wird hierin auch von einer „Besonderung“ (ebd.: 14) gesprochen, die dazu führe, dass wenig „Gefühl der Zugehörigkeit und Normalität“ (ebd.) vorhanden sei (vgl. hierzu auch Bernstein 2020).

2.2 Antisemitische Übergriffe - Theoretische Einordnung

Strukturelle Formen des Antisemitismus zeigen sich in dominanzgesellschaftlichen Diskursen, routinierten Kommunikationsformen, Regeln und Vorschriften, die unweigerlich zu gefühltem Ausschluss und Diskriminierung führen können (zu Antisemitismus als Diskriminierungsform vgl. Chernivsky/Lorenz 2020). Es ist dabei grundlegend festzuhalten, dass Antisemitismus nicht erst bei offenkundiger Gewalt (vgl. ebd.) beginnt, sondern sich auch in subtileren Formen – zum Beispiel durch Stereotypisierung und kollektivierende Zuschreibungen, oder auch unbegründete Aggressionen – manifestiert. Antisemitische Übergriffe richten sich in erster Linie gegen Menschen, die jüdisch sind, sich als jüdisch verstehen, oder von außen als jüdisch eingeordnet werden – nicht nur entlang der Religion, sondern auch entlang der Herkunft, des Aussehens, der Staatszugehörigkeit, der Sprache. Sie können in verbalen und non-verbalen Ausdrucksformen in Erscheinung treten; durch antisemitische Anspielungen, Äußerungen und Beleidigungen sowie durch offline oder online verbreitete Bilder, Chiffren, Symbole auf Demonstrationen und nicht zuletzt durch Sachbeschädigungen sowie tätliche Gewalt gegen jüdische Personen und Einrichtungen (siehe hierzu die Berichte der Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus RIAS 2015-2020).

Antisemitische Sprachhandlungen wirken diskriminierend und gewaltvoll, unabhängig von der Intention derer, die sie tätigen (vgl. Chernivsky 2019). Im Alltag erscheint Antisemitismus also mehrdimensional – sowohl in subtilen als auch in unmittelbar gewaltvollen Formen. Judenhass ist durch seine lange Geschichte in den Strukturen der Gesellschaft tief verankert, was sich im öffentlichen Sprechen über normative Darstellungen, Identitäts- und Rollenzuweisungen (Chernivsky/Kiesel 2018) fortwährend widerspiegelt. Gegenwärtig spielen dabei Digitalisierung und soziale Medien eine zentrale Rolle, da hier antisemitische Fragmente, Überzeugungen und Ideologien aufgegriffen, bejaht, verdichtet und schnell verbreitet werden (vgl. mehr dazu bei Schwarz-Friesel 2019).

2.3 Antisemitismus in Bildungssettings

Die Debatten der letzten Jahre haben für die Beschreibung des Antisemitismus im Alltag eine neue Sprachkategorie hervorgebracht – die ‚antisemitischen Vorfälle‘. Der Fokus auf ‚Vorfälle‘ hat sich als sinnvoll erwiesen, um die Öffentlichkeit auf konkrete Ereignisse und aktuelle Erscheinungsformen des Antisemitismus aufmerksam zu machen. Gleichwohl überschreibt diese Formulierung die Kontinuität antisemitischer Semantiken, Strukturen und Entwicklungen, die sich nicht allein unter ‚Vorfällen‘ subsummieren lassen. Dieser Widerspruch sollte im Blick behalten werden, wenn in der vorliegenden Studie der Begriff ‚Vorfall‘ verwendet wird (vgl. zur Kritik am Terminus ‚Vorfall‘ bei Chernivsky/Lorenz 2020). Aus Sicht der Interviewten geht es bei antisemitischen ‚Vorfällen‘ vornehmlich um Situationen oder Ereignisse, die aus der gefühlten Normalität herausragen und eine irritierende, belastende oder verletzende Wirkung entfalten können.

Angelehnt an Studien und Berichte der Betroffenen lassen sich verschiedene Kategorien von ‚Vorfällen‘ im Bildungssetting ableiten (vgl. Zick et al. 2017; Chernivsky 2018). Hierbei spielen vor allem die verbalen Formen des Antisemitismus eine zentrale Rolle. Eine erste Kategorie umfasst antisemitisch konnotierten Sprachgebrauch als Teil der alltäglichen Kommunikation im schulischen Kontext (vgl. Bernstein 2018; 2020) und Bestandteil der Jugendkultur (vgl. Schäuble 2017). Als zweite Kategorie zeigen sich Äußerungen und Handlungen mit ‚positiven‘ Bezügen zum Nationalsozialismus und Verhöhnung der Überlebenden und ihrer Nachkommen, womit Jüdinnen*Juden stellvertretend adressiert werden. Als dritte Kategorie können antizionistische Sprachhandlungen beschrieben werden, die mit Verschwörungsmmythen und ideologisch geformten Feindbildern rund um den sogenannten Nahostkonflikt verbunden sind. Diese dienen oftmals der Legitimierung von Ausgrenzung jüdischer Schüler*innen und können zudem in Situationsdeutungen, Orientierungen und Reaktionen von Pädagog*innen ihre Wirkmächtigkeit entfalten (vgl. Bernstein 2020; Chernivsky/Lorenz 2020).

2.4 Antisemitische Gewalt: Definitionsmacht, Dynamiken und Wirkung

Um die empirischen Rekonstruktionen und Interpretationen der Interviews mit Jüdinnen*Juden über Antisemitismus in der Gegenwartsgesellschaft (siehe Kapitel 4) einordnen zu können, werden an dieser Stelle einige theoretische Hinweise zu Antisemitismus als Gewaltphänomen sowie zu Dynamiken und Wirkungen vorgenommen, die charakteristisch für antisemitische Gewalterfahrungen und wesentlich für deren Einordnung sind. Hierzu zählen:

- Die Deutung von Gewalt und die Definitionsmacht über erlebte Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen.
- Das Phänomen des ‚Blaming the Victim‘ – auch bekannt als Täter-Opfer-Umkehr – im Kontext von Antisemitismus.
- Die Antizipation antisemitischer Gewalt und das transgenerative Gedächtnis.
- Die Folgewirkungen antisemitischer Gewalt für Betroffene, ihre Angehörigen und ihr soziales Umfeld.

Zur Definitionsmacht über antisemitische Gewalt und Diskriminierungserfahrungen

Gewalt ist nicht einfach da, sondern sie wird in sozialen Verhältnissen als solche erkannt und eingeordnet. Aus der Gewaltforschung ist bekannt, dass die Definitionsmacht über die Thematisierung von Gewalt im Wesentlichen an sozialen Status, Herkunft, Alter und Geschlecht gebunden ist (vgl. Brückner 2001). Die Einordnungen und Deutungen von Situationen und Erfahrungen als gewaltvoll oder gewaltförmig sind als ein sozialer Prozess zu verstehen (vgl. Koloma Beck 2011; Nef 2020). Dies zeigt sich in der vorliegenden Studie deutlich, wenn die Interviewpartner*innen bestimmte Erfahrungen, die sie beispielsweise im Kontext Schule gemacht haben, erst zeitverzögert und in der Rückschau als gewaltvoll und als Unrecht klassifizieren. Im Material unserer Studie zeigt sich mehrfach, dass eine solche Neubewertung von Situationen erst dann erfolgt, wenn die Betroffenen nicht mehr direkt in die institutionellen Machtverhältnisse eingebunden sind und sich ermächtigt fühlen, darüber zu sprechen. Dies verweist auch auf die

Normalisierung antisemitischer Sprachhandlungen, die dazu führt, dass die Betroffenen dominanzgesellschaftliche Diskurspraktiken – zum Beispiel Relativierungen und Trivialisierungen – im Umgang mit Antisemitismus aufnehmen und verinnerlichen (siehe zum Modell verinnerlichter Dominanz und Unterdrückung; Batts 2005). Antisemitismus als Gewaltordnung und als eine Form von Diskriminierung bzw. als illegitime Benachteiligung und Ungleichbehandlung zu begreifen, kann eine Möglichkeit bieten, antisemitische Situationen in den historischen und gesellschaftlichen Kontext zu stellen.

Die Antizipation antisemitischer Gewalt und das transgenerative Gedächtnis

Bisherige Analysen und empirische Befunde geben einen Einblick, wie Jüdinnen*Juden in Deutschland antisemitische Bedrohung antizipieren und verarbeiten. Die Auswirkungen sind an vielen Stellen besonders schwerwiegend, weil sich die Gewalt nicht nur gegen einzelne Personen richtet, sondern gegen Personen als Stellvertreter*innen eines mit Feindbildern versehenen Kollektivs. Antisemitisch begründete Gewalt richtet sich gegen Jüdinnen*Juden als Einzelne und gleichzeitig als Gemeinschaft. Dabei handelt es sich um primäre, sekundäre und tertiäre Viktimisierungsprozesse, die politische und gesellschaftliche Auswirkungen nach sich ziehen. Antisemitisch motivierte Gewalt ereignet sich mitten im sozialen Gefüge und evoziert nicht ‚nur‘ situative psychische sowie physische Verletzungen, sondern greift auch die Grundpfeiler der individuellen, sozialen und politischen Identität sowie Integrität der Betroffenen an. Meist geht es um ideologisch geformte Dominanz, um historisch überlieferte und gesellschaftlich hergestellte Ungleichwertigkeitsüberzeugungen, die einen Gewaltakt gegen Jüdinnen*Juden

oder jüdische Einrichtungen legitimieren. Dies hinterlässt oftmals tiefe Spuren, die mit der Erschütterung sozialer Beziehungen und des Grundvertrauens einhergehen, sogar dann, wenn Jüdinnen*Juden selbst oder ihre Angehörigen keine unmittelbaren Gewalterfahrungen gemacht haben (siehe Grünberg 2013; Bernstein 2020; Steinke 2020; siehe auch Kapitel 4 dieser Studie). Als Reaktion darauf entwickeln die Betroffenen ihre eigenen – expliziten und impliziten – Sicherheitsmaßstäbe und Umgangsstrategien. Neue Situationen, Kontexte oder Beziehungen werden auf potenzielle Risiken überprüft. Ausdrücken kann sich dies etwa in einem von Eltern initiierten, vorbeugenden Gespräch beim Schulwechsel zur Frage nach Antisemitismus an der Schule (siehe Kapitel 4), oder darin, dass jüdische Organisationen gebeten werden, ihre Post in neutralen Umschlägen zu versenden, damit die Nachbarn diese nicht sofort zuordnen können (vgl. Steinke 2020). Solche Gewalt antizipierenden Handlungen sind in der sehr heterogenen jüdischen Community unterschiedlich ausgeprägt. Nichtsdestotrotz deuten die bisherigen Befunde (vgl. FRA 2018; Zick et al. 2017) auf das Bedrohungspotenzial durch aktuellen Antisemitismus hin.

Kollektive Gewalt trifft nicht einen einzelnen Menschen, sondern die gesamte Gemeinschaft, der sich diese Menschen an- oder zugehörig fühlen. Somit beinhaltet die Gewalt gegen Menschen und Gruppen nicht nur individuelle Auswirkungen, sondern sie prägt sich im kollektiven Gedächtnis ein. Nicht persönlich erlebte Situationen werden an die Nachkommen transgenerativ vermittelt, verinnerlicht und durch aktuelle Bedrohungen reaktiviert.

Das Phänomen des ‚Blaming the Victim‘ im Kontext von Antisemitismus

‚Victim blaming‘ oder Täter-Opfer-Umkehr ist die Beschreibung einer Auseinandersetzung mit gewaltauslösenden Handlungen, in der die Schuld für eine Gewalttat den Betroffenen angelastet wird. Dadurch wird die Täterschaft relativiert, die Betroffenheit negiert und die Verantwortungsübernahme verunmöglicht. Außer im Feld der sexualisierten Gewalt, insbesondere in der Zuweisung der Schuld an Vergewaltigungsoffer, finden sich solche Mechanismen der Täter-Opfer-Umkehr auch im Kontext rassistischer und antisemitischer Gewalt. Ein Beispiel hierfür findet sich in dem Versuch, antisemitische Übergriffe durch die Sichtbarkeit von als jüdisch definierter Kleidung, Symbole oder gar Verhaltensweisen zu erklären und diese als eine Provokation zu sehen, welche die mutmaßlichen Täter*innen zu einer antisemitischen Attacke erst bewegen habe.

Die primäre Viktimisierung wird oft durch die sekundäre Dimension der Viktimisierung verstärkt – die fehlende oder falsche Reaktion auf die Bedrohung, die Verharmlosung des Ereignisses oder die ablehnende Haltung aus dem nahen Umfeld. Studien zu jüdischen Perspektiven auf Antisemitismus (vgl. Zick et al. 2017; Bernstein 2018) zeigen, dass Betroffene zum Teil internal attribuieren, indem sie die Gründe für die ihnen herbeigefügte Gewalt im eigenen Verhalten suchen (siehe hierzu auch Kap. 4).

Langfristige Auswirkungen antisemitischer Gewalt auf Betroffene

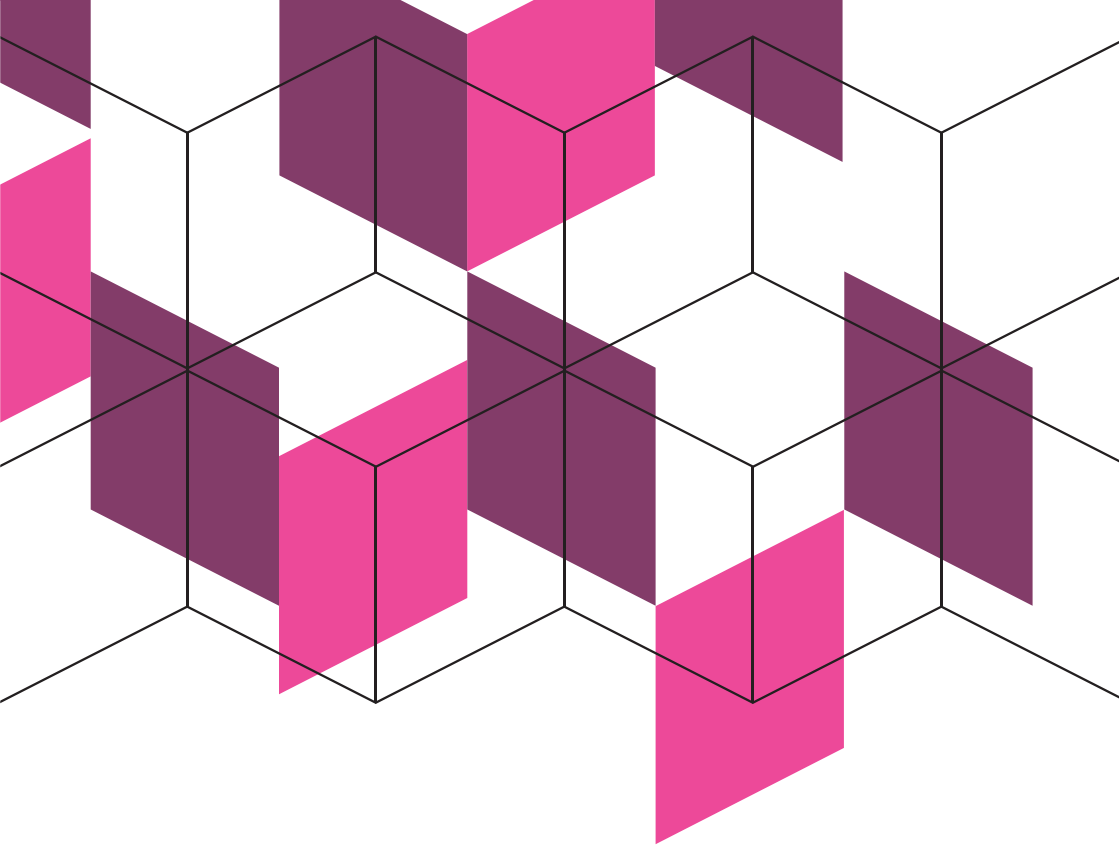
Antisemitismus war historisch betrachtet stets ein mächtiges Mittel der Ausgrenzung, Entrechtung, Verfolgung und

schließlich der Vernichtung. Die antisemitischen Praktiken hinterlassen Spuren und weitreichende Folgen, die die traditionelle Antisemitismusforschung bisher nicht ausreichend untersucht. Es ist seit Langem bekannt, dass Stereotypisierung und Diskriminierung negative Gedanken, Angst, Stress, Belastung und sozialen Rückzug erzeugen können, insbesondere dann, wenn Menschen diesen Zuständen mehrdimensional und langanhaltend ausgesetzt sind (vgl. Steele Aronson 1995). Dadurch, dass Diskriminierung das grundsätzliche Vertrauen in das soziale Umfeld und das Sicherheitsgefühl sowie Lebensperspektiven von Betroffenen belastet, verdichtet sich ihre Wirkung erheblich (vgl. Phelan/Link 2015). Abhängig von dem Ausmaß, der Dauer und Intensität des traumatischen Ereignisses, oder auch der Verfügbarkeit sozialer Unterstützung, entwickeln Betroffene verschiedene Reaktionsweisen und Mechanismen zur Verarbeitung belastender Erfahrungen.

Aus psychologischer Sicht ist Trauma ein Prozess der Auseinandersetzung mit einem außergewöhnlich und existenziell bedrohlichen Ereignis kürzerer oder längerer Dauer. Die sogenannten ‚man-made‘ Taten wie körperliche Gewalt, Anschläge, Geiselnahme, Folter und Krieg führen potenziell zu langanhaltenden posttraumatischen Belastungsreaktionen. Bei solchen Auslösern geht es in erster Linie um den Eingriff auf die psychische und körperliche Unversehrtheit, die Erschütterung von Grundvertrauen und Irritation von grundlegenden Sicherheitsüberzeugungen. Besonders bei kumulierten (mehrfachen) Traumatisierungen steigt das Risiko für die Entwicklung psychischer und sozialer Folgewirkungen (vgl. Friedmann et al. 2004; Hermann 2006). Bei einem antisemitisch motivierten Anschlag wie dem in Halle (2019) spielen

daher die ideologischen und politischen Dimensionen dieser Tat eine zentrale Rolle bei der erzeugten Traumatisierung. Ein antisemitischer Terroranschlag ist von Alltagsantisemitismus zu unterscheiden. Jedoch können auch weniger gewaltförmige antisemitische Konfrontationen Wirkungen entfalten, die das physische und psychische Wohlbefinden von Menschen langfristig und grundlegend beeinträchtigen.

Diese Auswirkungen von Alltagsantisemitismus auf Betroffene sind bislang kaum erforscht. Die ersten Studien geben aber Hinweise darauf, wie die Bewältigung antisemitischer Übergriffe Ressourcen der Betroffenen vereinnahmt und biografische Entscheidungen sowie Lebensperspektiven beeinflusst (siehe Zick et al. 2017; Bernstein 2020; siehe auch Kap. 4). So zeigen die bisherigen Befunde unter anderem, dass sich viele Jüdinnen*Juden Sorgen um ihre Zukunft in Deutschland machen und unsicher mit Blick auf die Zukunft ihrer Kinder sind. Zudem wurden in allen Studien Bedenken bezüglich der Frage deutlich, wie sicher es ist, die jüdische Identität an Schulen, am Arbeitsplatz oder in der Nachbarschaft öffentlich zu leben. Über die Forschungsfrage nach belastenden Folgen des Antisemitismus hinaus handelt es sich deshalb auch darum, zu verstehen, inwiefern die hiesige Gesellschaft grundsätzlich an der Lebensperspektive aller ihrer Mitglieder interessiert ist und wie die Sicherheit und der Schutz von Jüdinnen*Juden sowie anderen Minderheiten als fortwährende staatliche Aufgabe gewährleistet werden kann.



3. Anlage und Methodik der Studie

3. ANLAGE UND METHODIK DER STUDIE

3.1 Erkenntnisinteresse

Wie eingangs erwähnt hat sich die Debatte um antisemitische Übergriffe im Alltag und insbesondere an Schulen in den letzten Jahren stark gewandelt. Das Forschungsinteresse der vorliegenden Studie bezieht sich aus einer subjektorientierten Perspektive auf die Erfahrungen mit Antisemitismus von jungen Erwachsenen und Familien. Es lässt sich in den folgenden vier Forschungsfragen zusammenfassen:

- *Welche Erfahrungen machen jüdische Heranwachsende und ihre Familien an Schulen und in ihrem sonstigen Alltag?*
- *Wie sicher fühlen sie sich in Bezug auf Antisemitismus und welche Umgangsweisen schildern sie?*
- *Wie nehmen sie den Umgang mit Antisemitismus in der Gesellschaft allgemein und an Schulen im Besonderen wahr?*
- *Welche Bedarfe schildern sie in Bezug auf den Umgang mit Antisemitismus?*

In Orientierung an diesen Fragen rekonstruiert die vorliegende Studie Erfahrungen, Einordnungen und Deutungen von Jugendlichen, jungen Erwachsenen und Familien mit Antisemitismuserfahrungen aus ihren Interviewerzählungen.

Dabei wird keine Generalisierung der Befunde auf die gesamte jüdische Gemeinschaft angestrebt. Die Gruppe der Interviewpartner*innen und auch die interviewten Expert*innen erzählen von ihren Erfahrungen vor dem Hintergrund ihrer Biografien und Lebensentwürfe. Dementsprechend wird in der Datenanalyse von der Vorstellung eines homogen konstruierten und antisemitisch konnotierten ‚jüdischen Kollektivs‘ Abstand genommen. Die Studie zielt nicht auf eine kollektivierende Beschreibung der Erfahrungen von Jüdinnen*Juden, sondern fragt nach Antisemitismuserfahrungen und deren Wahrnehmung und Bewältigung.

Jüdische Communities sind durch eine selbstverständliche Heterogenität an religiöser Praxis, Herkunft, Sprache oder politischer Orientierung charakterisiert (vgl. Chernivsky/Kiesel 2018; FRA 2018). Somit gibt es unter Jüdinnen*Juden unterschiedliche Positionen in Bezug auf die kollektiv geteilte Bedrohung durch Antisemitismus. Dieses alltägliche und zugleich wenig erforschte Phänomen – die Wahrnehmung von Antisemitismus in der Gegenwartsgesellschaft aus der Sicht von Jüdinnen*Juden – soll hier anknüpfend an bestehende Forschung und Theoriebildung grundlegender untersucht werden.

3.2 Sampling und Erhebung

Der Aufruf zur Teilnahme an der Forschung wurde über soziale Netzwerke verbreitet und gezielt an jüdische Communities geschickt, woraufhin sich deutschlandweit potenzielle Forschungsteilnehmer*innen meldeten. Insgesamt konnten 23 Interviews mit Personen aus Berlin, Bremen, Hessen, Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen, Baden-Württemberg, Bayern und Mecklenburg-Vorpommern geführt werden.¹ Das

Forschungsteam interviewte zehn junge Erwachsene (18 bis 23 Jahre), fünf Elternteile schulpflichtiger Kinder, zwei jüdische Lehrer*innen sowie eine Familie im Gruppeninterview. Die Schulzeit der jungen Erwachsenen lag zum Erhebungszeitpunkt maximal fünf Jahre zurück, sodass die Interviewpartner*innen auf jüngere Erinnerungen Bezug nehmen konnten. Um das Material zu verdichten und vertiefende Einblicke aus der Bildungs- und Beratungspraxis zu erhalten, wurden ergänzend weitere fünf Interviews mit Expert*innen aus zivilgesellschaftlichen Einrichtungen und Projekten geführt. Zum Teil bezogen sich die Expert*innen dabei sowohl auf ihre berufliche Tätigkeit als auch auf ihre privaten Erfahrungen als Elternteile schulpflichtiger Kinder. Das Setting des Interviews konnten die Gesprächspartner*innen selbst auswählen. So wurden 15 der Interviews in Privatwohnungen, Räumen jüdischer Gemeinden und Büroräumen geführt. Weitere acht Interviews wurden telefonisch oder via Video-Call geführt. Die Interviews dauerten jeweils ein bis zwei Stunden.

1 Die Interviews wurden vor dem Terroranschlag in Halle im Oktober 2019 geführt.

In der Interviewführung folgten wir dem Prinzip der Offenheit der interpretativen Sozialforschung (vgl. Rosenthal 2015). Basierend auf unserem Vorwissen und unseren theoretischen Vorannahmen zu Antisemitismuserfahrungen in der deutschen Gegenwartsgesellschaft (siehe Einleitung dieses Berichts), haben wir zwei relevante Themenfelder identifiziert, zu welchen im Interviewprozess offene Fragen und Vertiefungsfragen gestellt wurden. Diese betreffen zum einen Einschätzungen zur aktuellen gesellschaftspolitischen Situation in Deutschland in Bezug auf Antisemitismus und zum anderen subjektive Erfahrungen und Umgangsweisen

mit Antisemitismus in unterschiedlichen Lebensbereichen und Alltagssettings. Darüber hinaus wurden die Interviewpartner*innen nach ihren (jüdischen) Biografien und Zugehörigkeiten gefragt und gebeten, ihr Verständnis von Antisemitismus zu erläutern. Die Vertiefungsfragen orientierten sich jeweils an den vorherigen Antworten der interviewten Personen und an ihren eigenen Schwerpunktsetzungen im Gesprächsverlauf.

3.3 Datenanalyse

In der Auswertung folgten wir Prinzipien der interpretativen Sozialforschung, wie den Prinzipien der Offenheit, der Rekonstruktion und der Logik der Entdeckung von Strukturen aus dem Interviewmaterial (vgl. Rosenthal 2015). Durch das deduktive und induktive Kodieren von Themen, Phänomenen und Konzepten des Materials entwickelten wir schrittweise ein übergreifendes Kodiersystem. Begleitet wurde dieser Prozess durch eine regelmäßige Diskussion von Codes, der Bildung unterschiedlicher Lesarten in Interpretationsrunden und dem Verfassen analytischer Memos (vgl. Strauss 1998). Ergänzend haben wir den Gesamtverlauf der einzelnen Interviews rekonstruiert und ausgewählte Sequenzen vergleichend analysiert. Dies ermöglichte eine Rekonstruktion von Einschätzungen, Deutungen und Erfahrungen der interviewten jüdischen Familien und jungen Erwachsenen. Die an den Forschungsfragen orientierte Aufmerksamkeitsrichtung in der Auswertung lag darauf, wie die Gesprächspartner*innen Antisemitismus in der Gegenwartsgesellschaft wahrnehmen, ihre individuellen Erfahrungen und Bearbeitungspraktiken schildern, deuten und einordnen, woran sie sich dabei orientieren und wie sie ihr Handeln in Reaktion auf antisemitische (Sprach-)Handlungen mit subjektivem Sinn versehen. In der

Auswertung wurde insbesondere auf die Interviewdynamik und die Interaktionen zwischen der jeweiligen Interviewerin und dem*der Interviewpartner*in geachtet, da diese wesentlich bedingen, ob und wann im Interview gewaltförmige Erfahrungen mit Antisemitismus erzählt und wie diese in der Interviewsituation gerahmt und eingeordnet werden.



4. Zentrale Befunde

4. ZENTRALE BEFUNDE

4.1 Perspektiven von jungen Erwachsenen und Familien

So unterschiedlich die Familien mit jüdischen Biografien in Deutschland sind, so heterogen sind auch die Studienteilnehmer*innen: Sie leben in Groß- und Kleinstädten, in Ost- und Westdeutschland. Sie haben teilweise studiert, teilweise eine berufliche Ausbildung gemacht oder stehen noch davor. Es sind Personen, die nach religiösen Vorschriften leben, ebenso wie säkular lebende Jüdinnen*Juden. Interviewt wurden Menschen, die in den letzten zwei Jahrzehnten nach Deutschland eingewandert sind und in mehrsprachigen Familien leben, ebenso wie Menschen, die selbst oder deren Angehörige seit Jahrzehnten in Deutschland leben. Eine Gemeinsamkeit der Interviewpartner*innen ist, dass sie oder ihre Kinder Schulen und Kindertagesstätten in Deutschland besuchen oder in den letzten 5 Jahren (zum Zeitpunkt der Interviews) besucht haben.

In allen Interviews, die wir mit jungen Erwachsenen und Familien geführt haben, werden antisemitische Erfahrungen erinnert und beschrieben. Die geschilderten als antisemitisch wahrgenommenen Situationen unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Ausprägung, Intensität und Häufigkeit. Es geht um Ereignisse im nahen privaten Umfeld, im Freundeskreis, in der Schule, auf dem Spielplatz, in der Nachbarschaft, beim Sport und in der Freizeit sowie im Internet. Der Einfluss von Ort, Zeit und Kontext der geschilderten Situationen kann aus unseren Interviews nur begrenzt rekonstruiert werden. Jedoch zeigt sich der Bereich Schule als zentral für die Artikulation von und die Konfrontation mit Antisemi-

tismus. Dies ist auch damit zu erklären, dass die jungen Erwachsenen einen großen Teil ihrer bisherigen Lebenszeit in der Schule verbrachten und diese für sie, aber auch für ihre Eltern, einen bedeutsamen Teil des Alltags und der Lebenswelt bildete. Dabei beschäftigen sich beispielsweise einzelne interviewte Eltern mit ihren Sorgen und Fragen hinsichtlich der Wahl einer passenden Schule für ihre Kinder. Dies betrifft zunächst die Frage nach der Schulform: Ist eine öffentliche Schule oder eine Schule in freier Trägerschaft sicherer in Bezug auf Antisemitismus? Wie wird an der Schule Religion vermittelt und wie wird mit jüdischen Feiertagen oder mit möglichen Essgewohnheiten der Kinder umgegangen? Ein geteiltes Thema von einigen interviewten Eltern ist zudem die Erstberührung mit der Shoah im schulischen Unterricht. So formuliert ein Vater in Bezug auf den bald anstehenden Schuleintritt seiner Kinder:

„Krass, ich weiß gar nicht, wie ich das mit denen behandeln soll. [...] Es ist vielleicht noch zu früh. Aber ich will nicht, dass ihre erste Berührung mit dem Thema in der Schule sein wird. Das heißt ich muss es irgendwie aktiv aufgreifen. Keine Ahnung wie. Wirklich keine Ahnung wie. Wo ich mir vielleicht auch mal Vorwürfe mache. Habe ich das unterschätzt?“ (Vater)

Deutlich wird hier die Befürchtung von Eltern jüdischer Kinder, dass die Shoah an Schulen in der postnationalsozialistischen Gesellschaft in einer Weise vermittelt wird, die jüdische Perspektiven nicht berücksichtigt.

Zudem zeigt sich in einzelnen Interviews, wie sich für einige junge Menschen mit jüdischen Biografien in Deutschland die

Bedrohung durch rassistische und antisemitische Strukturen verschränken kann. So formuliert der oben zitierte Vater hinsichtlich des Schulbesuchs seiner Tochter:

„Die ist die einzige, fast die einzige nicht-weiße Deutsche. Aber auch die einzige Jüdin. [...] Was passiert, wenn so ein Vorfall, wenn so ein blöder Spruch kommt?“ (Vater)

4.2 Antisemitismus in der Gegenwartsgesellschaft

Antisemitismuserfahrungen im Alltag, auch in Lebensbereichen außerhalb der Schule, werden in den Interviews von den jungen Erwachsenen sowie den Eltern teilweise kurz erwähnt und teilweise detailliert beschrieben. Auf der einen Seite werden Erfahrungen geschildert, die als Teil regelmäßiger Irritationen eingeordnet werden, aber nicht als eindeutig abgegrenzter ‚Vorfall‘. In den entsprechenden Interviewerzählungen vermitteln sich diese regelmäßigen, antisemitisch konnotierten Erfahrungen als eine Dimension, die das Aufwachsen der jungen Menschen über Jahre prägt. Auf der anderen Seite schildern einige Interviewpartner*innen einschneidende Situationen, die aus der besagten Latenz herausragen und ihre Lebensgestaltung und ihr Wohlbefinden nachhaltig beeinflussen. Zu Effekten gehören die Verunsicherung, eigene Identität offen zu leben und sich als Jüdinnen*Juden zu zeigen. Wurde Antisemitismus im direkten Umfeld erfahren, führt es zur Irritation und Erschütterung sozialer Beziehungen der Interviewpartner*innen. Die interviewten jungen Erwachsenen und Eltern entwickelten unterschiedliche adaptive Strategien zur lang- oder kurzfristigen Bewältigung entsprechender Erfahrungen. Dabei ist es anzumerken, dass sich

nicht alle interviewten Jüdinnen*Juden gleichermaßen von Antisemitismus betroffen sehen. Im Material bildet sich eine subjektiv wahrgenommene Bandbreite an Häufigkeiten und Intensitäten antisemitisch gedeuteter Erfahrungen ab. Deutlich wird dabei die Mehrdimensionalität antisemitischer Situationen, die zugleich bestimmte, sich wiederholende – zum Teil gewaltförmiger – Strukturmuster teilen und damit auf die sozial legitimierte (hier auch strukturellen) Rahmungen antisemitischer Gewalt und Diskriminierung verweisen. Die in den Interviews geschilderten Reaktionen auf antisemitische Artikulationen und Erfahrungen umfassen ganz unterschiedliche Verhaltensmodi – vom Vermeiden bestimmter Orte und dem Verbergen jüdischer Identität bis hin zum offenen Auftreten als Jüdin*Jude in der Öffentlichkeit und im eigenen sozialen Umfeld. Unsere Interviewpartner*innen schildern vielfach, dass sie mit Antisemitismus verbundene Situationen als verunsichernd oder schockierend erfahren haben. Zugleich berichten sie, wie es ihnen jeweils gelingt, durch unterschiedliche, situationsspezifisch kombinierte Strategien (vgl. dazu Kapitel 4.6) aktiv auf antisemitische Dynamiken zu reagieren; viele können ihren Umgang damit retrospektiv würdigen. Im Hervorheben verschiedener, als wirkungsvoll empfundener Reaktionen auf Antisemitismus zeigt sich, dass sich die Interviewpartner*innen nicht als passiv von Antisemitismus betroffen erleben. Die situativ gelungene Bewältigung gewaltförmiger Konfrontationen mindert indes nicht die Intensität und Effekte der erlebten Gewalt. Wichtig ist die Erkenntnis, dass die Studienteilnehmer*innen nicht als Opfer gesehen und angesprochen werden. Es bedarf eines Paradigmenwechsels hinsichtlich der Effekte antisemitischer Gewaltstrukturen, ohne die historisch tradierte Zuschreibung der ‚Opferrolle‘ weiter zu reproduzieren.

4.2.1 **„Wenn die Zeiten schwer werden, wird die Synagoge voller. Dieses Jahr war es extrem voll“ – Einschätzungen der gesellschaftlichen Lage**

Wir haben alle Interviewpartner*innen gefragt, wie sie die derzeitige gesellschaftliche Situation in Bezug auf Antisemitismus wahrnehmen. Hierbei ist anzumerken, dass die Interviews im Jahre 2018 geführt wurden und daher aktuellere tagespolitische Ereignisse, wie zum Beispiel der Terroranschlag auf die Synagoge in Halle im Oktober 2019, nicht in die Erhebung und Datenauswertung eingeflossen sind.

Sowohl in den Interviews mit jungen Jüdinnen*Juden als auch in den Gesprächen mit jüdischen Eltern werden ähnliche Einschätzungen und Wahrnehmungen zur gesellschaftlichen Lage geäußert. Häufig wird diese mit negativen Worten beschrieben, wie etwa als *„besorgniserregend“* (Mutter), *„negativ“* (junge Erwachsene) oder *„als nicht so prickelnd zur Zeit“* (junger Erwachsener). Eine interviewte Mutter beschreibt in diesem Zusammenhang folgende Beobachtung: *„[...] wenn die Zeiten schwer werden, wird die Synagoge voller. Dieses Jahr war es extrem voll“*. Die gesellschaftliche Situation ist ihr zufolge für Jüdinnen*Juden derzeit *„eher schwierig“*:

Mutter: [...] *„Also würde ich die Zeiten als eher schwierig bezeichnen und eher als negativ für uns, sowohl in der gesellschaftlichen, aber auch in der sozialen Umgebung.“*

Diese Einschätzung teilen viele weitere Interviewpartner*innen. So wird die Lage in Bezug auf Antisemitismus unter an-

derem als „erschreckend“ (junge Erwachsene) bezeichnet und es wird sowohl eine quantitative Zunahme als auch eine stärkere Intensität wahrgenommen: „[W]as jetzt diese antisemitischen Vorfälle anbelangt, die jetzt immer wieder auftauchen, ja, es nimmt zu, ja, die Intensität ist auch erkennbar“. Ein interviewter jüdischer Lehrer wiederum betont die „nicht gerade erfreulich(e)“ Situation, dass Berichte über antisemitische Taten zum Alltag gehören:

„Ja, also ich finde die Situation nicht gerade erfreulich, was wir aktuell in Deutschland haben, weil es vergeht eigentlich kein Tag ohne so eine Meldung, dass jüdische Menschen auf welche Weise auch immer angegriffen werden, verbal, körperlich, Mobbing, auch im Internet Beschimpfungen. Und ich finde das besorgniserregend. Als ich vor über zwanzig Jahren nach Deutschland aus Russland gekommen bin, hatte ich und meine Eltern schon ein sehr sicheres Gefühl, dass wir hier mit so was niemals konfrontiert werden. Aber jetzt aktuell kommen jetzt nie so ganz große Ängste, aber einfach die Besorgnis darüber, dass es jetzt immer mehr zunimmt und einfach immer mehr Fälle auftauchen, wo solche Sachen eben passieren.“ (Lehrer)

Der Lehrer schildert hier seine Einschätzung einer veränderten gesellschaftlichen Situation. Er erzählt, dass seine Familie vor zwanzig Jahren „ein sehr sicheres Gefühl“ gehabt habe, als sie aus Russland nach Deutschland gekommen sei. Auch wenn es „jetzt nie so ganz große Ängste“ seien, so betont er dennoch eine „Besorgnis“ über den Anstieg antisemitischer Übergriffe. Deutlich wird hier, wie das Wissen um Übergriffe und die zunehmend hörbarer gewordene mediale Berichterstattung über jene sich auf das Sicherheitsgefühl von Jüdinnen

nen*Juden in Deutschland auswirkt. Diese Bedrohung durch antisemitische Strukturen vermittelt sich auch dann, wenn Jüdinnen*Juden nicht unmittelbar als Individuen, sondern als Gemeinschaft adressiert und bedroht werden.

Neben dem Eindruck einer zunehmenden Bedrohung thematisieren einige Interviewpartner*innen auch, dass eine neue Ära der Besprechbarkeit in Deutschland angebrochen sei, in der das Phänomen des Antisemitismus artikuliert werden könne und als ein „*eigenständiges Problem*“ anerkannt und bearbeitet werde. So äußert eine Interviewpartnerin, sie finde es

„[...] sehr gut, dass Antisemitismus ins Bewusstsein gerückt ist. Dass es viele Menschen gibt, die angefangen haben, darüber zu sprechen, es auszusprechen, es als ein eigenständiges Problem erkannt haben und nicht so als Antisemitismus, als Teil des Rassismus. Dass tatsächlich auch konkrete Maßnahmen in so, ja, in die Wege geleitet wurden.“

(Interview mit Expertin und Mutter)

Neben einer neuen Qualität der öffentlichen Thematisierung wird von dieser Interviewpartnerin herausgestellt, dass „*auch konkrete Maßnahmen*“ daraus folgten. Sie erwähnt als positives Beispiel die Ernennung eines Antisemitismusbeauftragten. Zugleich kritisiert sie, „*dass die Maßnahmen auch sehr punktuell*“ seien. Sie habe „*das Gefühl, es ist manchmal so ein bisschen, ja, wir tun was, aber wir überlegen nicht so richtig und es gibt kein Gesamtkonzept. Es gibt keinen Gesamtblick und kein Gesamtkonzept und das fehlt mir sehr.*“ Über Antisemitismus hinaus konstatiert sie in der Gesellschaft generell „*eine Radikalisierung und einen Tabubruch*“.

Auch ein junger Erwachsener betont das Gefühl, *„dass es ein größeres, offenes Ohr gibt für das Thema“*, er stellt jedoch weiter fest, dass gleichzeitig *„bestimmte Tabus in dem Bereich halt immer mehr gebrochen werden. Ne, also alles, was in Richtung Shoah-Leugnung geht, wenn wir es halt bei der AfD sehen zum Beispiel“*.

Das als verändert rezipierte Sprechen über Antisemitismus ruft bei den Interviewpartner*innen eine Resonanz hervor. Wahrgenommen werden sowohl eine präsentere Bedrohung als auch ein öffentlicher Diskurs, in dem Judenfeindschaft als Problem der Gegenwartsgesellschaft deutlicher thematisiert wird.

4.2.2 Wahrnehmung von Antisemitismus als Teil von erstarkendem Nationalismus und Rechtspopulismus

Im Zusammenhang mit einer wahrgenommenen Diskursveränderung ist ein weiterer Aspekt zu nennen, der in ausnahmslos allen Interviews problematisiert wird. So erwähnen sämtliche Gesprächspartner*innen den erstarkenden Rechtspopulismus sowie Parteien und Bewegungen der Neuen Rechten. Durch das gesamte Material ziehen sich Einschätzungen wie die folgende:

„Weil im Moment politische Strömungen und Gesellschaftsvisionen an Kraft, Zulauf und Stärke und Einfluss gewinnen, rechtspopulistischer Art, nationalistischer Art, ultranationalistische, die den Antisemitismus als originären Bestandteil ihrer Ideologie haben. Also rechtspopulistische, nationalistische Bewegungen und Ideologien sind immer exkludierend, machen immer einen Unterschied zwischen dem Wir und den anderen und ziehen diese Grenze sehr deutlich.“ (Expertin)

Hier zeigt sich, wie sensibilisiert die Interviewpartner*innen mit jüdischer Biografie für die antisemitische Bedrohung sind, die mit nationalistischen Ideologien einhergeht. In diesem Kontext wird in einigen Interviews auch Bezug auf eine dominanzgesellschaftliche Instrumentalisierung des Antisemitismus gegen andere Minderheiten, wie Muslim*innen oder Geflüchtete, genommen. Erwähnt wird hierbei insbesondere die tendenziell bis offen rechtsextreme Partei AfD, wie im folgenden Interviewausschnitt:

„Außer jetzt natürlich mit der AfD, die wirklich sehr problematisch ist, weil sie den Antisemitismus auch für sich instrumentalisiert. Und sagt, da seht ihr, da sind die Flüchtlinge, da seht ihr, da sind die Muslime, haben wir euch von Anfang an gesagt und so weiter.“ (Mutter)

Ein interviewter junger Erwachsener merkt an, dass es einen „*allgemeinen leichten Rechtsruck innerhalb der Bevölkerung Deutschlands in den letzten paar Jahren*“ zu verzeichnen gebe. In einem weiteren Interview wird die These aufgestellt, „*wenn die AfD so viele Stimmen bekommt und gleichzeitig rechts und konservativ und Rechtsextremismus vereint, macht es das Rechte und Rechtsextreme viel, viel normaler und die rücken viel mehr in die Mitte*“ (junger Erwachsener) und so seien es „*rechte Politiker, die diese Botschaften so immer weiter irgendwie in die Mitte tragen*“.

Darüber hinaus wird in vielen Interviews nicht ausschließlich von einem zunehmenden Antisemitismus gesprochen, sondern auch von einem Anstieg weiterer gruppenbezogener Diskriminierungs- und Gewaltformen, wie eine Mutter wahrnimmt:

„Weil Antisemitismus eben nicht bei uns, also bei Juden, aufhört. Beziehungsweise, da fängt alles an. So. Da geht es dann weiter mit Rassismus, mit Ausgrenzung. Also das trifft nicht nur die Juden, wenn da irgendwas entfesselt wird bei der Mehrheitsgesellschaft und bestimmte Begrifflichkeiten so salonfähig werden.“ (Mutter)

Diese Vermutung wird auch in einem weiteren Interview unterstrichen, in dem eine Expertin und Mutter äußert, dass der „Tabubruch“ in der Gesellschaft neben steigendem Antisemitismus auch weitere Diskriminierungsphänomene wie LGBTIQ*-Feindlichkeit, Rassismus und Sexismus befördere:

„Aber es wäre schon schön, wenn die Politik es schaffen würde sowohl den Antisemitismus als solchen zu benennen und ihn in seiner Einzigartigkeit zu zeigen, als auch im Gesamtkontext von steigender Homophobie, die ganz klar da ist. Steigenden Rassismus in Äußerungen. Steigenden Sexismus teilweise.“ (Expertin und Mutter)

4.2.3 „Es kann doch nicht unsere Aufgabe sein“

Im Material wird vielfach geschildert, wie sich von Antisemitismus Betroffene und Adressierte selbst gegen Antisemitismus stellen und Handlungsstrategien entwickeln (vgl. Kapitel 4.6). Zugleich zeigt sich der Wunsch nach einer Solidarisierung der Mehrheitsgesellschaft und nach konkreten Interventionen durch Zeug*innen antisemitischer Situationen sowohl in der Schule als auch in anderen öffentlichen Settings. Exemplarisch dafür ist der folgende Ausschnitt:

Junger Erwachsener: „[...] Wenn einer gleich direkt als Jude beleidigt wird, dann muss man auf jeden Fall / also ich bin kein Fan davon, die Person zu bestrafen. Ich glaube, das löst die Situation nicht. Man muss auf jeden Fall das Gespräch suchen mit sowohl dem Täter als auch mit dem Opfer. Und dann versuchen, irgendwie da eine Lösung zu finden. Aber auch klar zu sagen, dass so was in der Zukunft nicht passieren darf, sonst wird es Konsequenzen geben. Aber ich könnte / also mir fehlen die Kompetenzen, zu sagen, wie diese Konsequenz aussehen sollte.“

Interviewerin: „[...] wie findest du, hätte zum Beispiel die Schulleitung reagieren sollen?“

Junger Erwachsener: „Die hätte sich einfach ganz klar mit dem Schüler solidarisieren sollen und sagen sollen, bei uns auf der Schule wird so was / also wir werden alles dafür tun, dass es in Zukunft so was nicht mehr gibt. Und wir werden handeln. Also mir hat einfach gefehlt, dass die Leute wirklich dieses Problem ernstgenommen haben. Ich hatte das Gefühl gehabt, die nehmen es nicht ernst genug.“

In dieser Sequenz formuliert der Interviewpartner, dass Antisemitismus von der nicht-jüdischen Mehrheitsgesellschaft ernst genommen und der antisemitischen Bedrohung dementsprechend begegnet werden sollte. Dazu passend thematisiert eine weitere Interviewpartnerin, dass die „Offenlegung von Antisemitismus“ oftmals notgedrungen zur „Aufgabe“ von Jüdinnen*Juden gemacht werde und die notwendigen Interventionen nicht „aus der Zivilgesellschaft“ selbst erfolgten:

„Und das ist auch noch mal so ein gesellschaftliches Ding. Dass so oft, was heißt erwartet wird, aber dass die Offenle-

gung von Antisemitismus so oft von Juden kommen muss. Also dass es so oft Juden erst sind, denen das auffällt, beziehungsweise, die das sehen und die sagen, ‚Ey, Leute, das ist antisemitisch, guckt euch das doch mal an.‘ Und da muss man das erst mal erklären. Aber eigentlich sind wir es doch nicht, die Antisemitismus abwehren müssen und die sich / natürlich müssen wir uns auch dagegenstellen, so, aber wir sind doch die Betroffenen so. Es muss doch eigentlich aus der Zivilgesellschaft kommen, dass alle wissen, was Antisemitismus ist und darauf aufmerksam machen und das sehen und sich dagegen wehren. So. Es kann doch nicht unsere Aufgabe sein.“ (junge Erwachsene)

In diesen und ähnlichen Äußerungen problematisieren junge Erwachsene und Familien den geringen Wissensbestand des nicht-jüdischen Umfeldes über Antisemitismus sowie die Passivität von Nicht-Betroffenen angesichts antisemitischer Bedrohung. Den Interviewschilderungen zufolge werden das Erkennen von Antisemitismus und die Intervention dagegen oftmals als ‚jüdisches Thema‘ und als eine Aufgabe von Jüdinnen*Juden begriffen, an die so implizit die Verantwortung delegiert wird. Die ausbleibenden Interventionen und die Delegation von Verantwortung und Zuständigkeit wird von verschiedenen Interviewpartner*innen als belastend und frustrierend beschrieben.

4.3 „und dann haben alle irgendwie mitgemacht“ - Antisemitismus als alltägliche Erfahrung

Die interviewten jungen Erwachsenen und Eltern beschreiben eine Vielzahl antisemitischer Situationen mit jeweils unterschiedlichen Ausprägungen. Antisemitismus zeigt sich für einige Interviewpartner*innen als nahezu normalisierte

Erfahrung in ihrem Alltag (vgl. dazu auch Bernstein 2020). Dieses Erleben verbindet sich mit der transgenerativen Weitergabe von antisemitischem Erfahrungswissen. Vielfach wird auf die hierbei wahrgenommene Perspektivendivergenz in Relation zur nicht-jüdischen Mehrheitsgesellschaft verwiesen, wie im folgenden Zitat:

„Ja, wenn man einfach nicht selber jüdisch ist, bin ich mir ziemlich sicher, dass man einfach so bestimmte Sachen nicht verstehen kann. Einfach bestimmte Gefühle, die so verletzt werden können durch bestimmte Äußerungen, die vielleicht für einen Außenstehenden, einen Deutschen: ‚Ja, na und? Hat er doch das und das gefragt, geht in Ordnung‘, aber wenn man so in einer jüdischen Familie aufgewachsen ist mit bestimmten Sachen und vielleicht auch früher die eine oder andere Erfahrung gemacht hat.“ (Lehrer)

Interviewpartner*innen schildern antisemitische Erfahrungen durch „*unterschwellige Kommentare*“ (junge Erwachsene), die von subtiler Aggression gegen und Abwertung von Jüdinnen*Juden charakterisiert sind.

Erlebt werden diese sowohl im privaten Kontext, in der Freizeit oder beim Sport als auch in der Schule. In den Schilderungen gehen sie überwiegend von Gleichaltrigen, aber teilweise auch von Lehrer*innen aus. Klar wird, dass die verbalen Angriffe negative Gefühle bewirken und junge Menschen in existenzielle Dilemma-Situationen bringen. Sie werden gezwungen, sich als Jüdinnen*Juden zu positionieren und einen Umgang damit zu finden, wie im folgenden Ausschnitt aus einem Interview deutlich wird:

„[...] das waren halt, wie gesagt, fast immer nur so unterschwellige Kommentare, die man dann einfach irgendwann hingenommen hat oder, also es gab jetzt nie irgendwie oder halt echt selten irgendwelche krassen Beleidigungen, die wirklich bösartig gegen mich gerichtet waren, so das meiste war halt, ja, irgendwer hat dann irgendwie angefangen mit irgendwelchen Judenwitzen und dann haben alle irgendwie mitgemacht, weil es halt irgendwie witzig war, so. Wo du dich halt trotzdem scheiße fühlst, aber irgendwie will man dann auch nicht so der Spielverderber sein, der halt irgendwie sagt, ja, ist eigentlich gar nicht lustig, was ihr da macht, so, auch wenn ihr, also vor allem, wenn dann halt ein Judenwitz kommt, ah, okay, ja, kann mir jetzt auch einmal irgendwie die Ohren zuhalten mehr oder weniger. Aber wenn halt so 25 kommen, denkst du dir auch so, okay, ich glaube, ich gehe einmal nach Hause, so es reicht jetzt.“ (junge Erwachsene)

Die Interviewpartnerin beschreibt, wie sie in ihrer Schulzeit antisemitische Kommentare in Gleichaltrigengruppen erlebt hat. Sie betont, dass diese *„nie irgendwie oder echt selten [...] wirklich bösartig“* gegen sie gerichtet gewesen seien. Zugleich wird die immense emotionale Belastung deutlich, die von diesen Erfahrungen ausging. Im Zitat werden einige Strukturmerkmale verbaler antisemitischer Angriffe offenbar: Attacken in Form vermeintlicher *„Judenwitze“* können *„irgendwie“*, also unvermittelt anfangen, die Gleichaltrigen beteiligen sich daran (*„dann haben alle irgendwie mitgemacht“*) und finden die Witze im Unterschied zur Interviewpartnerin *„irgendwie witzig“*. Greifbar wird zudem die Unbegrenztheit antisemitischer Attacken: Die Interviewpartnerin stellt die Differenz von einem einzelnen vermeintlichen Witz in Relation zu einer Aneinanderreihung (*„Aber wenn halt so 25*

kommen“). An dieser Sequenz zeigt sich die Beständigkeit des verbalen Antisemitismus, der gewaltvoll wirkt, auch wenn er sich nicht unmittelbar in personalisierter Form gegen Jüdinnen*Juden richtet, sondern in eine nicht näher identifizierte Gruppe hinein geäußert wird. Weiter wird deutlich, wie junge Menschen in das Dilemma geraten, sich einerseits zu wehren und die gewaltförmige Situation zu beenden und andererseits kein „Spielverderber“ zu sein. Dies belastet psychisch und bindet Ressourcen der jungen Menschen, die sie für wichtige Prozesse und Themen der Adoleszenz benötigen.

In vielen Interviews werden ähnliche Situationen geschildert, in denen insbesondere vermeintliche „Witze über Juden, manchmal auch mit Shoah-Bezug“ (junger Erwachsener über seine Schulzeit) oder „Judenwitze“ (anderer junger Erwachsener) erlebt werden. Hierbei erfolgt teilweise eine relativierende Einordnung durch die Interviewpartner*innen, wenn „es einfach nur so ein Scherz ist oder so ein Witz oder ein Vorurteil“ (junge Erwachsene). Zugleich wird betont, dass die entsprechenden Äußerungen als grenzüberschreitend und verletzend erlebt werden, insbesondere dann, wenn sie Bezug auf die Shoah nehmen (vgl. dazu weiter unten). Eine ehemalige Schülerin erzählt:

„Wenn alles so ins Rollen kommt und dann immer weiter, also wenn die Leute sich wohlfühlen, wenn sie denken, du hast kein Problem damit, packen sie dann natürlich auch [...] Humor raus. Da finde ich es halt wichtig, zu sagen, wo dann ganz klar die Grenze ist.“ (junge Erwachsene)

Darüber hinaus nehmen einige Befragte vermehrt antisemitische Inhalte im Internet und in sozialen Netzwerken wahr.

Ein Interviewpartner verweist sogar darauf, dass er Antisemitismus „natürlich“ und die „ganze Zeit“ im Internet erlebe, aber „eigentlich nicht“ im Alltag, womit vermutlich offline-Settings gemeint sind: „Aus dem Internet natürlich, da die ganze Zeit, aber in meinem Alltag eigentlich nicht“ (junger Erwachsener).

4.3.1 Verständnisse und Konzepte von Antisemitismus

Die meisten Gesprächspartner*innen äußern im Interview ähnliche Auffassungen von Antisemitismus. Dieser wird beschrieben als „negative, aber auch positive Diskriminierung“ (ehemalige Schülerin), als „jegliche[r] Art von negativem Verhalten aufgrund der jüdischen Herkunft“ (junger Erwachsener) und darüber hinaus als Phänomen, das keine Jüdinnen*Juden „braucht“ (Lehrer).

Viele antisemitische Erfahrungen, die uns geschildert wurden, entstehen infolge klassischer antisemitischer Topoi und judenfeindlicher Bilder, die Jüdinnen*Juden zum Beispiel in Form von „Vorurteilen“ entgegengebracht werden. Deutlich wird dabei immer wieder, wie Interviewpartner*innen den antisemitischen Gehalt dieser Topoi erkennen und zugleich Umgangsstrategien damit entwickelt haben, so beispielsweise folgende Interviewpartnerin: „klar ist es ein Vorurteil, aber es ist nicht beleidigend in der Hinsicht. Ich kann da drüberstehen und kann darüber lachen“ (junge Erwachsene). In diesem Fall wird „da drüberstehen“ und „lachen“ als Distanzierung und Selbstschutz beschrieben (vgl. Kapitel 4.6). Der „Spaß“ höre lediglich auf, wenn sich die Inhalte der gemachten „Witze“ auf den Nationalsozialismus und die Shoah bezögen: „Und solange es keine Holocaust-Witze waren, konnte ich da auch immer ganz gut mitlachen“ (junge Erwachsene).

Durch die geschilderten Erinnerungen an Konfrontationen mit Antisemitismus in Alltagssituationen wird erkennbar, wie verbalisierte Vorannahmen, Zuschreibungen und vermeintliche „Witze“ integraler Bestandteil des Alltags einiger Gesprächspartner*innen sind. Die historisch konstanten Dynamiken des Antisemitismus in der jüdischen Diaspora sowie die unaufhörliche gesellschaftliche Reproduktion antisemitischer Konstruktionen bringen viele Jüdinnen*Juden dazu, sich nicht jedes Mal aufs Neue über Antisemitismus zu wundern (vgl. hierzu auch Antisemitismusbericht 2017; Bernstein 2020).

In Bezug auf rassistische Verhältnisse spricht Valerie Batts von reziprok verinnerlichter „Dominanz und Unterdrückung“ (Batts 2005), die in ihrer Beständigkeit und Normalisierung selbst von Adressierten und Betroffenen nicht immer erkannt werde. Auch beim Antisemitismus als Erfahrungskategorie zeichnet sich eine weitgehende Normalisierung ab, die teilweise auch durch Betroffene selbst erst in einer tiefgehenden Reflexion erkennbar wird.

Ein interviewter junger Erwachsener erzählt von seinem Engagement in der jüdischen Gemeinde und seiner Arbeit mit Jugendlichen. Er betont, dass es auch für Jüdinnen*Juden relevant sei, zu wissen, was Antisemitismus überhaupt bedeute:

„Und dann, was für mich oft wichtig, was ich halt auch versuche, was wir versuchen, ist, auch erst mal, dass die Jugendlichen lernen, ‚Was ist denn Antisemitismus?‘ Also, ne, nur, weil man Jude ist, weiß man ja nicht alles über Antisemitismus. Man erfährt ihn, man weiß aber erst mal nicht

immer, ob man ihn erfährt gerade oder ihn falsch einordnet. Das ist für mich wichtig.“ (junger Erwachsener)

Der Interviewpartner verweist darauf, dass die Kenntnis des Antisemitismus nicht automatisch über die jüdische Identität erschlossen werden könne: „Also, ne, nur, weil man Jude ist, weiß man ja nicht alles über Antisemitismus“. Hier deutet das Zitat darauf hin, dass Antisemitismus sich in Erfahrungen niederschlägt, aber wesentlich mehr als nur eine Erfahrung von Jüdinnen*Juden darstellt. Darüber hinaus wird an dieser Stelle deutlich, dass antisemitische Strukturen zwar nicht das Problem von Jüdinnen*Juden sind, aber dennoch zu ihrem Problem gemacht werden, da sie davon primär betroffen sind und sich dieser Bedrohung nicht völlig entziehen können.

4.3.2 „wenn man jemanden anders behandelt, nur, weil er jüdisch ist.“ – Besonderung und angenommene Nicht-Präsenz

Unterschwellige sekundär-antisemitische Aggressionen drücken sich durch eine andauernde Besonderung aus, selbst wenn diese nicht antisemitisch intendiert ist. Dazu gehören unter anderem die Historisierung von Jüdinnen*Juden und ihren Gegenwartsbiografien, die Annahme jüdischer Abwesenheit, die Verortung außerhalb Deutschlands, die Zuordnung einer ‚ganz anderen‘ Identität, die Missbilligung religiöser Praktiken sowie die Vereinnahmung und Objektivierung jüdischer Biografien (vgl. Chernivsky 2018; Messerschmidt 2018; Schäuble 2017; Bernstein 2020).

Deutlich wird in Interviewerinnerungen ehemaliger Schüler*innen, dass sie in ihrer Schulzeit oftmals entlang ihrer jüdischen Zugehörigkeit exponiert und reduziert worden sind:

„Also ich hatte jahrelang den Spitz/ Also wenn man fragt, Kennst du [Namen]?‘, sagen die halt meistens ‚Nein‘. – Aber kennst du dann‘ / Also ich habe ja den Spitznamen ‚Jude‘, ja, als / Also die meisten Leute kennen mich immer noch unter dem Spitznamen ‚Jude‘.“ (junger Erwachsener)

An einer anderen Stelle wird die Erfahrung der Besonderung – auch Exotisierung – vonseiten der Betroffenen als *„andere Behandlung“* (junger Erwachsener) und damit als Diskriminierung wahrgenommen. So stellt eine ehemalige Schülerin heraus:

„Ich denke, antisemitische Erfahrung ist etwas, wenn man jemanden anders behandelt, nur, weil er jüdisch ist. Ob das jetzt positiv oder negativ ist, absolut irrelevant. Ich wurde zum Beispiel von einem Mädchen umarmt und dann meinte sie, oh, ich habe das erste Mal einen Juden umarmt. Und ich finde, das fällt auch darunter.“ (junge Erwachsene)

Greifbar wird hier die antisemitische Differenzenerfahrung, als Jude*Jüdin als der*die ‚Andere‘ wahrgenommen zu werden, unabhängig davon, *„[o]b das jetzt positiv oder negativ ist“*. Ähnliche Differenzenerfahrungen schildern Interviewpartner*innen auch in erinnerten Reaktionen auf ihre jüdische Zugehörigkeit. Eine junge Erwachsene erzählt von Reaktionen aus ihrem Umfeld:

„Und teilweise auch ‚Oh, ich wusste gar nicht, dass es noch Juden gibt‘, und da hat man halt schon einen Schock. Also das

schockiert einen schon, wenn man denkt, man weiß nicht, dass es Leute wie dich gibt, dass Juden existieren. Das ist für mich schon ein gewaltiger Schock.“ (junge Erwachsene)

Die Anwesenheit einer jüdischen Person scheint im direkten Kontakt Irritationen und einen Überraschungseffekt auszulösen. Hieran verdeutlicht sich eine scheinbar selbstverständliche Annahme der „jüdischen Nicht-Präsenz“ (Chernivsky 2018) in der nicht-jüdischen Mehrheitsgesellschaft (vgl. Antisemitismusbericht 2017). Die angenommene Abwesenheit von Jüdinnen*Juden in sozialen Räumen – so auch in Bildungseinrichtungen –, ist dabei maßgeblich für die Herstellung dominanzgesellschaftlicher Selbstrepräsentationen und den strukturellen Ausschluss, zum Beispiel durch eine konsequente Auslassung jüdischer Traditionen und der damit verbundenen Bedarfe und Bedürfnisse (vgl. Messerschmidt 2018; Wiegemann/Scheuring 2018). Die oben zitierte Interviewpartnerin erinnert sich, dass die Annahme, dass es keine Jüdinnen*Juden mehr gebe, einen „*gewaltigen Schock*“ bei ihr ausgelöst habe. Entsprechende Aussagen zeugen im Allgemeinen von Desinteresse, Ignoranz und Ablehnung gegenüber der Identität und Reaktion der ‚Besonderen‘ und stellen die Pfeile des gegenwärtigen (auch wenn nicht intentionalen) Antisemitismus dar.

4.4 „Ich hatte das Gefühl gehabt, die nehmen es nicht ernst genug“: Erfahrungen aus der Schulzeit

Die in den Interviews beschriebenen ‚Vorfälle‘ unterscheiden sich grundsätzlich hinsichtlich ihrer Häufigkeit und Intensität. Einige erinnern ihre ersten Erfahrungen mit Antisemitismus bereits aus der Grundschulzeit, andere rekonstruieren antisemitische Situationen erst aus der Zeit ihres Oberstu-

fenbesuchs. Dabei zeigt sich das insbesondere auch aus der Forschung zu Gewalt in Geschlechterverhältnissen bekannte Phänomen, dass Situationen erst als gewaltförmig erkannt, definiert und eingeordnet werden müssen, um sie als gewaltvoll zu benennen. Die Definitionsmacht über Gewalt hängt zusammen mit Position und Status in gesellschaftlichen Machtverhältnissen (vgl. Nef 2020; Brückner 2001; siehe Kapitel 2.4). Die Einordnung von Gewalterfahrungen kann ein Prozess sein, der für Betroffene gerade im Kontext normalisierter Diskriminierungsstrukturen teilweise erst in der Rückschau, mit Abstand und erweitertem Wissen möglich ist. Diese Veränderung der Gewaltwahrnehmung wird deutlich, wenn der folgende Gesprächspartner beschreibt, dass er antisemitische Situationen in der Schulzeit anders eingeordnet habe als in der Restrospektive:

„Weil ich das auch nicht so krass eingeschätzt habe, wie ich es jetzt sehen würde. Also jetzt sehe ich das als einen krassen Einschnitt in die Privatsphäre oder halt auch ins persönliche Wohlbefinden. Damals habe ich das als einen schlechten Witz empfunden. Und dann hat man sich halt irgendwie Streiche gespielt. Dann habe ich das in dem Kontext gesehen. Auch, wenn jetzt rückblickend wieder ganz klar ist, das war nicht im Streiche-Kontext. Also das war dann die Ausrede, aber so etwas wurde ja nur mit mir gemacht.“
(junger Erwachsener)

Einige Interviewpartner*innen beschreiben ihre Erfahrungen mit Antisemitismus als alltägliche Situationen auf dem Pausenhof oder im Unterrecht, die überwiegend von Mitschüler*innen ausgegangen seien, aber teilweise auch von Lehrkräften. Lehrer*innen werden in den meisten Fällen

nicht als Akteur*innen benannt, auch dann nicht, wenn sich die Szenen im Unterricht in Anwesenheit der Lehrkräfte ereigneten. Sie werden aus der Perspektive der Interviewpartner*innen im Kontext antisemitischer Situationen als passiv und indifferent erinnert. Eine Interviewerin fragt hierzu explizit nach, wie im folgenden Ausschnitt:

Interviewerin: *„Aber gab es einmal Situationen, wo deine, also, keine Ahnung, auf dem Pausenhof oder so, wo deine Lehrer etwas mitbekommen haben oder mitbekommen haben könnten?“*

Junge Erwachsene: *„Mitbekommen auch bestimmt in der Klasse. Reagiert nicht. Was dann eben auch gezeigt hat, ah, okay, also ist jetzt auch nicht so, als würde es irgendwen großartig interessieren.“*

Interviewerin: *„Hast du das Gefühl, dass die Vorfälle als antisemitisch erkannt wurden?“*

Junge Erwachsene: *„Nein. Also ich kann es mir nicht vorstellen, also ich denke eher, das ist, dass man eher gedacht hat, ah ja, es ist halt ein Judenwitz in Anführungsstrichen. Man macht ja auch über andere Völkergruppen Witze.“*

In dieser Sequenz wird die ausbleibende Intervention der Lehrkraft von der ehemaligen Schülerin im Rückblick als mangelndes Interesse gedeutet. Den Grund für das Desinteresse und die Nicht-Reaktion vermutet sie in der Trivialisierung antisemitischer Sprachhandlungen seitens der Lehrer*innen. In dieser Deutung setzt die Interviewpartnerin ihr Erfahrungswissen ein, dass Antisemitismus in Form vermeintlicher ‚Witze‘ normalisiert ist und häufig von Nicht-Betroffenen relativiert wird.

Die oftmals zögerlichen oder ausbleibenden Interventionen im Zuge antisemitischer ‚Vorfälle‘ in Bildungssettings sowie die von Lehrer*innen beschriebenen Schwierigkeiten, angemessen zu intervenieren, werden in mehreren aktuellen Studien ausführlich diskutiert (vgl. Bernstein 2020; Chernivsky/Lorenz 2020; Salzborn/Kurth 2019). Dabei kommt der Reaktion von verantwortlichen Personen eine entscheidende Rolle zu. Die Bewältigung und Integration belastender Erfahrungen wie auch die Prävention künftiger Eskalationen setzen ein schützendes und gleichsam kritisches Umfeld voraus, welches Kindern den Rücken stärkt, unabhängig von ihrer Herkunft, Religion, Geschlechteridentität, von physischer oder psychischer Verfassung. Die historisch tradierte De-Thematisierung von Antisemitismus spiegelt sich in der Schule wider, unter anderem durch die Verkennung antisemitischer Ressentiments und die ausbleibende soziale Ächtung antisemitischer Äußerungen und Übergriffe. Es wirkt sich langfristig auf die betroffenen Schüler*innen aus, wenn ihnen das Gefühl vermittelt wird, dass sie übersensibel oder gar übertrieben reagieren und wenn ihnen verletzende Erfahrungen abgesprochen werden. Insbesondere bei antisemitischen Äußerungen, die in der Anwesenheit von Lehrer*innen getätigt werden, kann die ausbleibende Intervention von Betroffenen so aufgefasst werden, dass sie sich *„dann eben auch nicht ernst genommen fühlen“* und diese Deutung auf die Bewertung ihrer eigenen Erfahrungen anwenden. Diesen Effekt beschreibt eine Interviewpartnerin und erklärt dabei auch, sie nehme an, die ausbleibenden Reaktionen würden an einer Überforderung der *„meisten Lehrer“* im Umgang mit Antisemitismus liegen:

„[...] und dass eben die meisten Lehrer natürlich einfach überfordert sind und versuchen, dem so möglichst stark aus dem Weg zu gehen, wie man eigentlich nur kann. Und das eben dazu führt, dass die Schüler sich dann eben auch nicht ernst genommen fühlen, also wenn man sich dann so denkt, ja, okay, wenn der Lehrer jetzt auch nicht reagiert, dann wird es wahrscheinlich nicht so schlimm sein und eigentlich übertreibe ich nur.“ (junge Erwachsene)

Deutlich wird hier, dass jüdische Schüler*innen sehr genau registrieren, wenn ihre Lehrer*innen versuchen, einer Ansprache des Themas „möglichst stark aus dem Weg zu gehen“, und Antisemitismus zwar wahrnehmen, aber eine Reaktion vermeiden. Weiter zeigen sich die Folgen eines solchen Vermeidungsverhaltens für die Schüler*innen: Passive und ausbleibende Reaktionen von Lehrer*innen vermitteln Kindern und Jugendlichen, dass sie in ihrer Wahrnehmung antisemitische Sprachhandlungen und Situationen womöglich „übertreibe[n]“. Dies trägt zur Normalisierung antisemitischer Strukturen und zur etablierten Relativierung antisemitischer Äußerungen bei, was teilweise, wie zuvor gezeigt, auch von Betroffenen verinnerlicht wird und ambivalente Einordnungen der eigenen Gewalterfahrungen zur Folge hat.

4.4.1 Antisemitismus unter Gleichaltrigen

Verbale Gewalt

Ein Großteil der in den Interviews geschilderten Antisemitismuserfahrungen aus der Schulzeit ereignete sich in verbaler Form unter Gleichaltrigen. Exemplarisch dafür ist diese Erinnerung einer jungen Erwachsenen:

Junge Erwachsene: „In der Schule (...) wurde mir halt immer wieder / also, wenn ich, keine Ahnung, wenn Leute von mir Geld geliehen haben und dann es mir zurückgegeben haben oder ich es eingefordert habe, wurde mir gesagt, ach Mensch, wie ein richtiger Jude. Einmal haben mir sogar Mitschüler Münzen auf den Boden geschmissen. Und ich habe den Wink nicht verstanden. Und ich habe sie einfach aufgehoben, weil ich dachte, warum schmeißen sie die denn auf den Boden. Und dann haben sie über mich gelacht.“

Interviewerin: „Das waren Mitschüler, ja?“

Junge Erwachsene: „Mitschüler, ja. (...) Ja. In meinem Freundeskreis haben die auch gerne Judenwitze gemacht oder Anspielungen darauf. Und ich meinte halt, nein, ich finde das nicht witzig. Und die meinte, ja, aber es ist doch nicht böse gemeint.“

Interviewerin: „[...] gab es einen Zeitraum, wo sich das irgendwie gehäuft hat oder /“

Junge Erwachsene: „Nein. Also das war halt immer mal wieder so. Ja.“

In diesem Ausschnitt zeigen sich verdichtet die Strukturmerkmale antisemitischer Erfahrungen, die von den für diese Studie Interviewten insbesondere in Bezug auf ihre Schulzeit geschildert werden:

- Das Strukturmerkmal der Präsenz im Alltag und die Regelmäßigkeit antisemitischer Äußerungen („das war halt immer mal wieder so“), die bedingen, dass im Alltag jederzeit mit verbalen antisemitischen Übergriffen zu rechnen ist.
- Das Strukturmerkmal der Trivialisierung und Relativierung antisemitischer Äußerungen („die meinte, ja, aber

es ist doch nicht böse gemeint.“), unter anderem als vermeintliche ‚Witze‘, was eine Normalisierung dieser Gewaltform befördert.

Die geschilderten verbalen Ausdrucksformen des Antisemitismus speisen sich aus historisch tradierten antisemitischen Stereotypen. Nahezu alle Interviewpartner*innen erwähnen „klassische Judenwitze“ (junge Erwachsene) und das Schimpfwort „Jude“ (verschiedene Interviewpartner*innen) gehört zu haben. Dieser Befund deckt sich weitestgehend mit der Studie von Julia Bernstein und weiteren Untersuchungen (vgl. Stender 2010; Schwarz-Friesel 2012; Salzborn 2020).

In den Interviews verdeutlichen die Gesprächspartner*innen, dass der Bezeichnung ‚Jude‘ in bestimmten Alltagskontexten eine diffamierende, beleidigende Bedeutung inhärent ist. Diese Erfahrung scheint ausschlaggebend dafür gewesen zu sein, dass sich einige Interviewpartner*innen als Schüler*innen gezwungen sahen, ihre jüdische Identität in der Schule zu verbergen. Eine junge Erwachsene erinnert sich:

„Und ja, schon alleine dieses: ‚Oh du Jude.‘ Schon allein diese Beschimpfungen. Und das hat sich eben nach und nach so herauskristallisiert. Und ich glaube, dass es tatsächlich damit angefangen hat, dass die ständig gesagt haben: ‚Du Jude.‘ ‚Du Jude‘ zueinander, wenn sie sich beleidigen wollten. Und damit war für mich gleich klar: Okay, erst mal überhaupt gar nichts sagen.“ (junge Erwachsene)

Die Virulenz des verbalen Antisemitismus in der Beschimpfung „Du Jude“ zeigt sich auch in diesem Zitat. Dabei wird deutlich, dass der Einsatz des Begriffs Jude im Kontext einer

Abgrenzung, Beleidigung und Beschimpfung nicht von individueller Antipathie getragen wird, sondern von der Verfügbarkeit und Anschlussfähigkeit des Antisemitismus als flexibel einsetzbares Instrument (vgl. Messerschmidt 2010). Die Bezeichnung und Beschimpfung ‚Jude‘ steht stellvertretend für eine Diffamierungspraxis, die sich auf Jüdinnen*Juden, aber auch auf nicht-jüdische Personen beziehen kann, wie ein junger Erwachsener im Interview aus seiner Schulzeit erinnert:

„Ja in der Hauptschule war es weniger gegen mich gerichtet, sondern mehr so ein allgemeiner Antisemitismus. [...] also das Wort Jude galt dort halt als Beleidigung, wenn man gesagt hat ‚Du Jude‘, dann war der Gegenüber sehr angepisst.“
(junger Erwachsener)

Körperliche Bedrohung

Aus öffentlich gewordenen antisemitischen Übergriffen an diversen Schulen ist bekannt, dass diese auch in Form unmittelbarer körperlicher Gewalt erfolgen. Im Material dieser Studie berichten die Interviewpartner*innen gleichwohl überwiegend von verbaler Gewalt, wie ein Schüler, der in Bezug auf seine bisherige Schulzeit erzählt, dass *„es nie so war, dass man deswegen irgendwie körperlich angegangen wurde oder so, sondern es war eher so ein hinterrücks bisschen beleidigen oder so“*. Andere Gesprächspartner*innen schildern Erfahrungen von verbalen Attacken, Beleidigungen, Pöbeleien bis hin zur Androhung körperlicher Gewalt. Deutlich wird daran, dass sich Formen verbaler und tätlicher Gewalt nicht eindeutig trennen lassen, und auch verbale Übergriffe als unmittelbare und existenzielle Bedrohung der körperlichen Unversehrtheit erlebt werden. So berichtet eine junge Erwachsene aus ihrer Schulzeit:

„Ich weiß noch, das waren drei Jungs und die haben mich dann so zur Seite genommen und die haben zu mir gesagt: Du weißt schon, dass wir dich eigentlich töten dürften? Und dass es früher ganz normal war, dass man euch getötet hat. Und dann war ich halt total verzweifelt und total verängstigt. Und die konnten mich da dann natürlich nicht umbringen [...].“ (junge Erwachsene)

Diese Situation spielte sich auf dem Schulhof ab; in der Erinnerung der Betroffenen bekam davon niemand etwas mit. Sie meldet den Übergriff im Nachhinein keiner Lehrkraft, da ihr das Vertrauen fehlt, und bespricht ihn ausschließlich zu Hause mit ihren Eltern. Langfristig führten solche *„einschneidende(n) Ereignisse“* zu der Entscheidung der Interviewpartnerin, ihr Jüdischsein zu ihrer Sicherheit nicht mehr zu thematisieren:

„Das waren so einschneidende Ereignisse, dass ich da eigentlich beschlossen habe, ich spreche mit niemandem mehr drüber, dass ich überhaupt jüdisch bin. Ob ich das jetzt religiös auslebe oder nicht, ich sage keinem mehr etwas dazu.“ (junge Erwachsene)

Diese Sequenz verdeutlicht, dass in der Reaktion auf Antisemitismus beides im Blick zu behalten ist: Kurzfristig die unmittelbare Gewalterfahrung sowie die Verstörung durch die Situation und langfristig die Belastungen und biografischen Auswirkungen auf die Betroffenen sowie ihre subjektiven Schlussfolgerungen aus der Gewalterfahrung für ihre weitere Alltagsgestaltung.

4.4.2 Jüdinnen*Juden über die Reaktionen auf Antisemitismus durch Lehrer*innen

Einige Interviewpartner*innen äußern aus der Elternperspektive oder im Rückblick auf ihre eigene Schulzeit Überlegungen zur oft als fehlend oder unzureichend erlebten Unterstützung (damaliger) Lehrer*innen. Deutlich wird, dass auch diejenigen Interviewpartner*innen, die erzählen, sie oder ihre Kinder hätten keine eigenen Erfahrungen mit Antisemitismus in der Schule gemacht, eine Vorstellung davon entwickelt haben, ob die jeweiligen Lehrer*innen eine Unterstützung (gewesen) wären. So vermutet eine junge Erwachsene aufgrund der Umgangsweisen von Lehrer*innen mit anderen Auseinandersetzungen zwischen Schüler*innen, dass diesen teilweise das „*Handwerk*“ fehle, um gegen Antisemitismus zu intervenieren:

*„Und ich habe das Gefühl, damit wird auch / und ich habe auch das Gefühl, dass Lehrer*innen nicht genügend Handwerk haben, um damit umzugehen.“* (junge Erwachsene)

Auch wenn jüdische Schüler*innen nicht unmittelbar antisemitisch attackiert werden, entwickeln sie und ihre Eltern dennoch ein Gefühl der potenziellen Bedrohung und setzen sich mit der Frage auseinander, wie sicher der Raum Schule für sie ist und, ob sie dort ausreichend Beistand erfahren würden. Die Beständigkeit antisemitischer Situationen führt zu einer dauerhaften Antizipation antisemitischer Übergriffe. Demnach geht es aus der Perspektive jüdischer Schüler*innen und ihren Familien nicht nur darum, ob Lehrkräfte auf konkrete Übergriffe reagieren, sondern ob sie ihnen grundsätzlich vermitteln, dass sie Antisemitismus erkennen, ernstnehmen und darauf reagieren würden.

Aus den Interviews mit Jugendlichen, jungen Erwachsenen und Eltern wird deutlich, dass es im Kontext Schule bestimmte Formen antisemitischer Äußerungen und Situationen gibt, gegen die eher und klarer interveniert wird (insbesondere eindeutige Beschimpfungen) und andere, wo die Unterstützung eher ausbleibt oder die Lehrer*innen sogar als selbst involviert erscheinen (insbesondere vermeintliche ‚Witze‘ sowie antisemitische Rhetorik in Bezug auf den sogenannten Nahostkonflikt). Hier sind die Erfahrungen aber durchaus unterschiedlich und hängen anscheinend auch vom Schulklima und den einzelnen Lehrpersonen ab. So erinnert sich eine Mutter an die Schilderungen ihrer Kinder aus der Schule und schlussfolgert, dass antisemitische Äußerungen die Grenze markierten, an der „wirklich Schicht“ sei und „jeder Lehrer“ reagieren würde:

„Das ist ja das, wo jeder Lehrer sofort anspringt, ja. Logischerweise auch. Also dann ist ja auch das, damit kann ich provozieren, richtig provozieren. Also als Schülerin / wenn sich ein Schüler antisemitisch äußert, dann ist da irgendwie wirklich Schicht und darauf wird reagiert.“ (Mutter)

Interessant ist, dass die Mutter antisemitische Äußerungen als starke Provokation einordnet. Dies korrespondiert zunächst mit Forschungsergebnissen, wonach Antisemitismus aus der Perspektive von Lehrer*innen oftmals als pubertäre und daher vorübergehende Provokation trivialisiert wird (vgl. Chernivsky/Lorenz 2020). Der Unterschied ist hier, dass die interviewte Mutter die Provokationsdeutung nicht relativierend einsetzt, sondern die eindeutigen starken Reaktionen von Lehrer*innen darauf, die ihr als Mutter jüdischer Kinder vermutlich Sicherheit vermitteln, positiv hervorhebt.

Auch in anderen Interviews wird ein offensiver Umgang durch Lehrer*innen in Reaktion auf eindeutige antisemitische „Beschimpfungen“ erinnert. Angesichts kollektiv anerkannter Normverletzungen durch den Gebrauch von Schimpfwörtern hätten Lehrer*innen gegen antisemitische Sprachhandlungen interveniert. Anders wird dies aus Unterrichtssituationen zum sogenannten Nahostkonflikt erinnert, in denen jüdische Schüler*innen häufig von übergriffigen Adressierungen und Zuschreibungen betroffen sind. So erzählt eine junge Erwachsene im Interview:

„[W]enn es um Beschimpfungen ging, dann haben die Lehrer natürlich schon eingelenkt. Das war dann so krass. Aber wenn es gerade wieder um die, gerade Thema Gazastreifen, wenn es wieder darum ging, was die Israelis mit den armen Palästinensern machen, dann waren die Lehrer ganz oft die, die das sogar ein bisschen, die da ein bisschen gestichelt haben. Die eigentlich gesagt haben: Ja, das ist ja furchtbar falsch, was da passiert, und das ist ganz schlecht, und auch dass die Juden das so handhaben. Also es sind die Juden, die das machen.“ (junge Erwachsene)

Im Falle einer Beschimpfung sei „natürlich schon eingelenkt“ worden – so berichtet es die junge Erwachsene. Im weiteren Erzählfluss erinnert sie Äußerungen der Lehrkraft, in denen Jüdinnen*Juden kollektiviert und direkt mit Handlungen und Entscheidungen der israelischen Regierung, Armee und Sicherheitsbehörden im Kontext des palästinensisch-israelischen Konflikts in Verbindung gebracht worden seien („dass die Juden das so handhaben“). Die einseitige Zuweisung der Schuld und die Personifizierung der Politik durch den pauschalen Bezug auf „die Juden“ adressieren jüdische Schü-

ler*innen als indirekt mitverantwortlich. Gedeutet werden können solche pauschalisierenden Sprachhandlungen als Ausdruck des Wunsches, eine klare Position zu einem unbekanntem, historisch gewachsenen, komplexen Konflikt zu haben und im Unterricht vermitteln zu können, sich also als handlungsfähig zu erleben. Dabei wird übersehen, dass in solchen Schuldzuweisungen antisemitische Figuren reproduziert, verfestigt und jüdische Schüler*innen verletzend adressiert werden.

Zum Unterricht über den Nahostkonflikt werden in den Interviews mehrere als unangenehm beschriebene Erfahrungen geschildert. Eine Interviewpartnerin betont ihr Gefühl der Vereinzelung und der Differenzerfahrung:

„[W]eil ich halt wusste, ich bin dieser einzige Mensch jetzt in dieser Klasse und egal was ich sage, auch wenn ich mega krass informiert bin. Ich kann nichts gegen euch anrichten. Ich kann euch nicht irgendwie darüber aufklären, wie es vielleicht doch sein könnte.“ (junge Erwachsene)

Sie erinnert sich an ihren weiteren Umgang mit Situationen, die sich im Unterricht ereigneten und reflektiert insbesondere, wie sehr die „*Meinung*“ der Lehrer*innen für sie ins Gewicht gefallen sei:

„Und ja, es hat mich getroffen, ob Schüler, ob Lehrer. Nur bei den Lehrern habe ich krasser darüber nachgedacht, weil die halt doch als weiser-. Ja, ich meine sie sind eigentlich autoritäre Personen, die als Vorbild gelten. Und das hat mich dann schon oft nachdenken lassen so, ob die dann vielleicht Recht haben. Ich habe da schon öfters drüber nachgedacht,

warum deren Meinung eigentlich so ist, und ob das vielleicht doch eher richtig sein könnte und habe das dann dementsprechend nochmal reflektiert für mich.“ (junge Erwachsene)

Die Interviewpartnerin beschreibt in diesem Zitat die Bedeutung der Lehrer*innen und deren Meinungen, welche nicht nur für Schüler*innen mit jüdischen Bezügen gilt, sondern weit darüber hinaus: Lehrer*innen sind „*autoritäre Personen, die als Vorbild gelten*“. Ihre Positionen sind ausschlaggebend für die Herausbildung und Entwicklung der Haltungen und Meinungen ihrer Schüler*innen. Sie können Kinder und Jugendliche nachhaltig beeinflussen und auch deren Selbstbilder stark irritieren, wenn sich ihre Positionen von denen ihrer Schüler*innen stark unterscheiden. Im Falle unserer Interviewpartnerin wird deutlich, dass sie sich ihre Empfindung der Betroffenheit angesichts verzerrter Darstellungen des Nahostkonflikts nicht ganz zugesteht, da Lehrer*innen „*halt doch als weiser*“ gelten und somit „*vielleicht Recht haben*“.

4.4.3 „Ja, und wie ist das denn bei dir?“ - Shoah als Unterrichtsthema

Einige der befragten jungen Erwachsenen schildern Situationen aus ihrer Schulzeit, in denen sie als jüdische Schüler*innen objektifiziert und in übergriffiger Form als Jüdinnen*Juden im Unterricht angesprochen wurden. Dies zeigte sich im folgenden Beispiel im Zusammenhang mit den Unterrichtsthemen „*Judentum und Israel*“ sowie „*Nahostkonflikt*“. Eine Interviewpartnerin erinnert sich, dass sie als „*Repräsentantin*“ für Themen angesprochen worden sei, die dominanzgesellschaftlich oftmals als jüdische Themen assoziiert werden:

„Ich wurde halt immer als die Repräsentantin für das Judentum und Israel angesehen von den Lehrern, auch wenn es irgendwelche Fragen gab, wenn in Geschichte also Holocaust behandelt wurde, wurde ich auch immer gefragt: ‚Ja, und wie ist es denn bei dir? Was hast du da für Bedenken, Empfinden?‘ Und wenn es um Israel geht, um den Nahostkonflikt, wurde ich auch immer gefragt: ‚Ja und was hältst du denn davon?‘“ (junge Erwachsene)

In den von der Interviewpartnerin geschilderten Fragen der Lehrer*innen zeigen sich verbreitete dominanzgesellschaftliche Verknüpfungen, in denen sämtliche Jüdinnen*Juden in Deutschland unabhängig von ihrer Familiengeschichte mit Israel und dem sogenannten Nahostkonflikt verbunden werden. Ebenso wird das Phänomen deutlich, dass in der Post-Shoah-Gesellschaft, die auf vielen Ebenen in institutionellen und familiären Verbindungen zu der Täter*innengesellschaft im Nationalsozialismus steht, der Holocaust eher als jüdisches denn als eigenes familienbiografisches Thema assoziiert wird. Dieselbe Interviewpartnerin erzählt, wie sie im Ethikunterricht, als das Judentum behandelt wurde, versuchte, ihr Wissen einzubringen, woraufhin sie eine Reaktion erfuhr, die sie als bevormundend erlebte:

„[...] und dann habe ich natürlich auch Dinge eingeworfen, die ich eben wusste, beziehungsweise habe versucht, Dinge einzuwerfen, und gegebenenfalls auch meine Lehrerin zu korrigieren, weil teilweise hat sie Sachen gesagt, die nicht so gestimmt haben. Und ich habe seit der ersten Klasse auch parallel den jüdischen Religionsunterricht besucht, deswegen wusste ich ja auch schon über ein paar Dinge Bescheid. Und sie hat mir dann einfach unterstellt, dass es falsch ist,

was ich sage, und dass es nicht stimmt, was ich sage. Und dann habe ich mich halt wirklich ein bisschen veräppelt gefühlt, dass man mir jetzt über meine Religion etwas beibringt, was mir davor ein jüdischer Religionslehrer beigebracht hat, und sie sagt mir jetzt, das ist komplett falsch."
(dieselbe junge Erwachsene)

Beide Sequenzen beschreiben die Wahrnehmung von ehemaligen jüdischen Schüler*innen, wenn nicht-jüdische Lehrkräfte ihr Wissen über die jüdische Tradition im Unterricht durchsetzen, ohne die jüdischen Jugendlichen als Expert*innen ihres Alltags aus jüdischer Perspektive einzubeziehen. Dies passiert etwa durch die exponierende Aufforderung zum Einbringen einer Betroffenen-Perspektive zur Shoah oder einer vermeintlichen Involvierten-Perspektive zur israelischen Politik. An diesen Erfahrungen, die dieselbe Person mit unterschiedlichen Lehrkräften im Rahmen des Schüler*innen-Lehrer*innen-Machtverhältnisses machte, wird deutlich, wie jüdische Schüler*innen objektifiziert werden, wenn Lehrer*innen sie als Jüdinnen*Juden aufrufen, sich mit ihren Emotionen und Positionen zur Shoah oder zum Nahostkonflikt zu positionieren, und wenn ihre subjektiven Erfahrungen und ihr Wissen zu jüdischen Praktiken nicht ernst genommen werden. Die Szenen verweisen auf Versuche über jüdische Perspektiven und jüdisches Wissen zu verfügen, was sich auch damit erklären lässt, dass viele Lehrer*innen der gegenwärtigen Lehrer*innen-Generation kaum bis keine Kontakte zu Jüdinnen*Juden haben. Demnach handeln sie vornehmlich aus distanzierteren, abstrakten Zugängen zu Jüdinnen*Juden und beziehen ihre Deutungen zum Großteil aus historisch tradierten Fantasien, oder auch aus fiktiven, medial vermittelten Narrativen über jüdisches Leben und

den Nahostkonflikt (vgl. Chernivsky/Lorenz 2020; Reimer-Gordinskaya/Tzschiesche 2020; Bernstein 2020).

Im Material gibt es gleichwohl auch andere Beispiele, in denen Interviewpartner*innen eine Sensibilität von Lehrkräften im Umgang mit ihnen als jüdischen Schüler*innen schildern. Eine junge Erwachsene erinnert sich daran, dass ihr die Möglichkeit angeboten worden sei, je nach eigenem Empfinden den Geschichtsunterricht zur Shoah zu verlassen::

Junge Erwachsene: *„Also (...) ich habe irgendwie relativ schnell vielen Lehrern gesagt, dass ich jüdisch bin und wenn dann im Geschichtsunterricht zum Beispiel das Thema war, dann ging der Lehrer zu mir und meinte halt, wenn was ist, dann ist es in Ordnung, wenn ich halt rausgehe oder so.“*

Interviewerin: *„Wie war das für dich, dass dir das gesagt wird?“*

Junge Erwachsene: *„Ich fand es angenehm. Weil, ja. Ja, das Mitgefühl war halt einfach angenehm.“*

Die interviewte junge Erwachsene erinnert das aktive Entgegenkommen des Lehrers und die Möglichkeit, die er ihr anbot, als „*einfach angenehm*“. Vermittelt wurde ihr ein „*Mitgefühl*“, eine Einfühlung und Antizipation möglicher Verletzungen im Unterricht über die Shoah in einem dominanzgesellschaftlichen, nicht-jüdischen Umfeld.

An eine ähnliche Situation erinnert sich ein anderer Interviewpartner, dem ebenfalls von seiner Geschichtslehrerin angeboten wurde, den Raum zu verlassen, als „*das Thema Hitler behandelt*“ worden sei:

„Also in meiner letzten Schule zum Beispiel, da habe ich von Anfang an offen gemacht, dass ich Jude bin und da hat mich meine Geschichtslehrerin immer gefragt, ob das jetzt für mich okay sei oder ob ich den Raum verlassen will, wenn wir das Thema Hitler behandelt haben. Fand ich am Anfang wirklich lustig, weil ich immer den Geschichtsunterricht schwänzen konnte, aber irgendwann hat es dann auch ein wenig genervt, auch wenn es lieb gemeint war.“ (junger Erwachsener)

Deutlich wird an diesen beiden Sequenzen, dass die Angebote der Lehrer*innen jeweils wertgeschätzt, aber unterschiedlich aufgenommen wurden („*einfach angenehm*“ versus „*ein wenig genervt*“). Abgesehen davon, dass dies auch an Stil und Häufigkeit entsprechender Ansprachen und an der jeweiligen Beziehung zwischen Lehrer*innen und Schüler*innen liegen kann, wird hieran ersichtlich, dass es keinen generell ‚richtigen‘ Umgang mit jüdischen Schüler*innen gibt. Offenbar braucht es aber eine Sensibilität von Seiten der Lehrer*innen, um potenziell verletzendere Unterrichtsthemen zu erkennen und im Dialog mit dem*der jeweiligen Schüler*in heraus zu finden, was ein für die Person passender Umgang sein könnte.

Die oben zitierte Schülerin, die von ihrer Lehrkraft die Option bekam, den Raum im Geschichtsunterricht zur Shoah zu verlassen, erzählt im Interview weiter, sie habe „*null Mitgefühl [...] von den Mitschülern*“ erfahren. Sie berichtet, dass sie im Unterricht in der siebten Klasse das Buch „Als Hitler das rosa Kaninchen stahl“ von Judith Kerr bearbeitet hätten und ihr dies „*alles sehr, sehr nah*“ gegangen sei, was zu Unverständnis seitens ihrer Mitschüler*innen geführt habe:

„Also ist wirklich schön über so einen Roman und man kann sich hineinversetzen, wie sie dann quasi flüchten musste und so. Mir ging das alles sehr, sehr nah. Und ich ging eigentlich regelmäßig dann aus der Klasse raus. Und niemand hat mich verstanden. Ich weiß noch, ich habe einmal geweint auf dem Flur. Ich glaube, da haben sie sogar ‚Schindlers Liste‘ gezeigt oder Ausschnitte von verbrannten Juden auf dem Projektor. Irgendwas davon war das. Und ich ging raus und habe geweint. Und dann hat mich einer meiner Mitschüler gefragt, warum denn. Und ich meinte, ja, weil meine Verwandten deswegen gestorben sind. Und er so, ja, aber du hast die doch nie gekannt. So. Und das war irgendwie komisch. Dass da wirklich null Mitgefühl war von den Mitschülern.“ (junge Erwachsene)

Diese Sequenz verweist zunächst darauf, wie die Verbindung zur Verfolgung und Ermordung in der Shoah transgenerational weitergegeben wird. Die jüdische Schülerin macht hier eine einschneidende Differenzerfahrung. Familial und kollektiv-biografisch gesehen bringt sie ihre eigenen Zugänge zur Geschichte mit. Diese werden nicht berücksichtigt, sodass die Konfrontation mit Entrechtung, Verfolgung und Vernichtung von Jüdinnen*Juden im Nationalsozialismus ein sensibles, emotionsauslösendes, verletzendes Moment darstellt. Diese Erfahrung wird verstärkt durch die Einfühlungsverweigerung ihrer Mitschüler*innen und besonders durch den im Zitat erwähnten Mitschüler, der ihr die Relevanz ihrer Gefühle abspricht. Die Interviewpartnerin erinnert insbesondere die Indifferenz der Mitschüler*innen („Dass da wirklich null Mitgefühl war von den Mitschülern“). Zwar kann sie aufgrund des Angebots ihres Geschichtslehrers den Klassenraum verlassen, dennoch ist

niemand unterstützend und begleitend bei ihr. Durch eine solche Situation werden Erinnerungen wachgerufen, die in den Biografien vieler Jüdinnen*Juden wirksam sind und mit kollektivbiografischen Erfahrungen von Ausgrenzung und Verfolgung in Verbindung stehen.

4.4.4 „*Ich habe es nicht dem Lehrer erzählt*“

Lehrer*innen und Schüler*innen stehen im System Schule in einer asymmetrischen, dynamischen Beziehung zueinander, wobei die relevanten Machtmittel überwiegend aufseiten der Lehrer*innen liegen. Dieses Verhältnis ist in der Einordnung des Beschwerdeverhalten von Schüler*innen aus der Interviewanalyse zu berücksichtigen. Deutlich wird, dass Lehrer*innen oftmals nicht die ersten Vertrauenspersonen für Schüler*innen darstellen, wenn es um Beschwerden über Übergriffe geht. Dies betrifft nicht nur antisemitische Beleidigungen, sondern auch, „*wenn Leute anderweitig beschimpft werden, da geht auch keiner irgendwie zum Lehrer und beschwert sich darüber*“ (Mutter). Es scheint eher eine Ausnahme zu sein, wenn Betroffene sich direkt an ihre Lehrer*innen wenden. Von einem jungen Interviewpartner wird dies damit erklärt, dass die Schüler*innen „*nicht petzen*“ wollten, Angst vor Lehrer*innen verspürten oder kein Vertrauen empfinden, sich Lehrkräften gegenüber zu öffnen.

In Bezug auf antisemitische Erfahrungen wird in einigen der Interviews mit jungen Erwachsenen deutlich, dass sie als ehemalige Schüler*innen ihre Erlebnisse von Antisemitismus nicht thematisierten. Hierin liege „*ein ganz, ganz großes Problem*“. So sagt eine junge Erwachsene über ihre gerade zurückliegende Schulzeit:

*„[...] wenn mich jetzt auf dem Schulhof jemand als Jude beleidigt, dann gehe ich nicht zu meiner Lehrerin und sage, mh, ja, der hat mich Jude genannt, so. Also ich glaube, ein ganz, ganz großes Problem ist, dass diese antisemitische Diskriminierung nicht überhaupt erst dem Lehrpersonal weitergegeben wird. Und selbst, wenn es an die weitergegeben wird, dann muss es ja noch mal bis zur Schulleitung kommen. Und wenn es bis zur Schulleitung gekommen ist, dann muss es ja eigentlich noch weitergehen ans, weiß ich gar nicht, an den Senat, ans Land, so. Also es muss ja eigentlich/ es kann ja eigentlich nicht da-
beibleiben, dass jede Schule nur für sich damit umgeht.“
(junge Erwachsene)*

Die Gesprächspartnerin erläutert, dass sich Schüler*innen ihrer Erfahrung nach zumeist nicht bei Lehrer*innen über antisemitische Äußerungen beschwerten. Zugleich zeigt sie auf, *„dass diese antisemitische Diskriminierung“* zu wenig erfasst und für schulpolitisch verantwortliche Stellen sichtbar werde. Exemplarisch wird hier deutlich, dass die institutionellen Interventionsverfahren einigen Betroffenen beliebig und intransparent erscheinen.

Im Material finden sich indes auch Erwähnungen von Interventionen, die von den Interviewpartner*innen als gelungen eingeschätzt werden. So erzählt eine junge Erwachsene retrospektiv zu ihrer Schulzeit:

„Einmal, also natürlich ist man da kleinlich, aber irgendwann dachte ich mir, nein, ich habe keine Lust auch darüber hinwegzusehen. Da hatten wir im Werte- und Normenunterricht, da meinte mein Lehrer, es ging über Adorno

und noch irgendeinen Philosophen. Und entweder Adorno oder der andere war jüdisch. Und dann meinte er, ja, der Jude oder jüdische Philosoph und der Normale. [...] Und daraufhin habe ich mich an meine Schulleitung oder das habe ich meinen Eltern erzählt. Daraufhin haben meine Eltern an die Schulleitung eine E-Mail geschrieben, diesbezüglich. Und daraufhin hat die Schulleitung auch sehr schnell geantwortet und gesagt, dass sie den betroffenen Lehrer darauf angesprochen haben und dass das doch bitte, wenn so was ist, dass wir uns dann auch sofort melden sollen. Dass das halt überhaupt nicht geht und dass meine Schulleitung das auch nicht unterstützt. Das war sehr beruhigend.“ (junge Erwachsene)

An dieser Sequenz zeigen sich Strukturmerkmale gelingender Intervention durch pädagogisch Verantwortliche an Schulen aus der Perspektive ehemaliger jüdischer Schüler*innen. Diese Merkmale betreffen:

- 1** Das Ernstnehmen der Beschwerde, im obigen Fall durch die Schulleitung.
- 2** Die transparente Antwort der Lehrperson bzw. hier der Schulleitung, die der Familie mitteilt, ob und wie sie reagiert hat.
- 3** Die eindeutige Einschätzung der Situation, die rasche Reaktion und die Positionierung dazu.
- 4** Die explizite Aufforderung, sich auch weiterhin im Falle antisemitischer Situationen zu melden.

Diese Reaktionen resümiert die Interviewpartner*in als „*sehr beruhigend*“. Es geht dabei augenscheinlich nicht nur um die direkte Intervention infolge von Übergriffen, sondern auch um das Signal von Ansprechpersonen in Bildungsinstitutionen, dass entsprechende Beschwerden auf Resonanz stoßen und erwünscht sind.

Andere Situationsschilderungen aus dem Material zeigen jedoch, dass die Reaktion von Lehrer*innen und Schulleitungen auf die Meldung antisemitischer Handlungen auch ambivalent und doppelschichtig verlaufen kann. So erzählt eine Mutter davon, wie sie mit der Schulleitung am ersten Schultag ihrer Kinder an einer neuen Schule über Antisemitismus gesprochen und nach der Situation an der Schule gefragt habe. Die Schulleitung habe daraufhin betont, sie sollten sich hinsichtlich ihrer jüdischen Zugehörigkeit „*bedeckt halten und nichts davon sagen*“ und zugleich sollten sie „*unbedingt sagen*“, wenn „*irgendwas ist*“:

„Also ich hatte tatsächlich so ziemliche Sorgen, so, wie das sein wird, und habe das dann auch angesprochen im Gespräch mit dem Direktor. Und der sagte, auf jeden / also ich habe ihn gefragt, ob es dieses Problem gibt, ob es Probleme mit Antisemitismus gibt, wie seine Schüler so unterwegs sind, wie er das einschätzt. Und sollen die Kinder das / können sie damit offensiv umgehen oder ich, meine Kinder. Und dann hatte er tatsächlich gesagt, also er würde damit erstmal nicht offensiv umgehen, sondern sich / es ging auch nicht darum, die sollen sich bedeckt halten und nichts davon sagen, das meinte er auch nicht so, aber sie müssen sich / also sie sollten vielleicht erst mal nicht offensiv damit umgehen. [...] Und, aber das wäre ihm total wichtig

und darauf müsste er sich verlassen können. Das hat er dir [an ihr Kind gerichtet] auch noch mal extra gesagt. Wenn irgendwas ist, also sollst du das unbedingt, unbedingt, unbedingt, unbedingt sagen. Also, weil, wenn sie das nicht wissen, können sie damit nicht umgehen.“ (Mutter)

Die von der Interviewpartnerin geschilderte Szene zeigt, wie sie als Mutter von jüdischen Kindern die Bedrohung durch Antisemitismus in der Schule antizipiert. Deshalb sucht sie anlässlich eines Schulwechsels das Gespräch mit der Schulleitung, um die Sicherheit ihrer Kinder einschätzen und möglicherweise weitere Entscheidungen und Handlungen danach ausrichten zu können. Dies verweist auf die Alltagsbelastung durch Antisemitismus: Am ersten Schultag an einer neuen Schule gibt es zahlreiche relevante Fragen. Für jüdische Familien kommt die Beschäftigung mit der Sicherheitslage an der Schule in Bezug auf Antisemitismus hinzu.

Die Schulleitung vermittelt hier eine ambivalente Botschaft: Einerseits wird ausdrücklich betont, er*sie solle unbedingt informiert werden, wobei in der Erinnerung der Mutter der potenzielle Anlass nicht als Antisemitismus benannt wird; es heißt lediglich „Wenn irgendwas ist“. Gleichzeitig wird über das Ausmaß von Antisemitismus an der Schule, der Erzählung der Mutter folgend, nicht näher informiert, sondern das Problem stattdessen auf die Sichtbarkeit der jüdischen Herkunft verschoben. Die Schulleitung individualisiert dabei strukturellen Antisemitismus an Schulen durch die Aufforderung, sich nicht als Jüdin*Jude zu zeigen. So erfolgt eine Täter-Opfer-Umkehr und eine Zuweisung der Verantwortung an die Betroffenen, durch ihre Anwesenheit keine antisemi-

tischen Handlungen auszulösen. Dieser Befund deckt sich mit Schilderungen aus anderen Studien (vgl. Zick et al. 2017; Bernstein 2020).

4.5 Antisemitismus als graduelle Erfahrungskategorie

Im vorherigen Abschnitt wurde deutlich, dass die von uns befragten Jüdinnen*Juden häufig und in unterschiedlichen Kontexten Antisemitismus erleben. Doch die Omnipräsenz antisemitischer Vorkommnisse mindert nicht die damit einhergehende Belastung, zumal die Situationen scheinbar unerwartet und plötzlich auftreten: *„Das kommt aus dem Nichts und man ist überrascht und das kann einen wirklich so einen Tag lang aus der Bahn werfen.“* (junge Erwachsene). Ein weiterer Interviewpartner berichtet von der starken Irritation, als er im Fitnessstudio unerwartet antisemitisch adressiert wurde. Er sei offensiv gefragt worden, ob er Jude sei, um ihn daraufhin in eine Diskussion über die israelische Politik zu zwingen. Auf die Frage nach der Reaktion, beschreibt er seine *„perplexe“* Gefühlslage:

„Das ist schwierig zu sagen. Ich meine, das ist schon auch wieder eine Weile her. Aber wie gesagt, ich war hauptsächlich perplex. Ich wusste gar nicht, wie ich jetzt damit umgehen soll. Ja, ich bin einfach gegangen. Ich habe sie mehr oder weniger belächelt. Ich weiß es nicht mehr so genau. Aber ich sage mal, ich habe mich jetzt nicht bedroht gefühlt oder so, weil wie gesagt, ich war ja nicht irgendwie alleine nachts auf der Straße. Da wäre das was anderes gewesen natürlich. Aber ich war im öffentlichen Raum im Fitnessstudio, wo überall Leute sind und alles. Da habe ich mich wie gesagt hauptsächlich/, war ich perplex, wusste nicht, was ich jetzt machen soll.“ (junger Erwachsener)

An diesen beiden Beispielen aus dem Material zeigt sich ein ambivalentes Verhältnis zu Antisemitismus als signifikante Erfahrungskategorie (vgl. Bernstein 2020). Die Wahrnehmung, dass Antisemitismus „aus dem Nichts“ komme, unterstreicht zum einen die Strategie der Abschwächung potenzieller Bedrohung und zum anderen die Antizipation, mit Antisemitismus doch perspektivisch konfrontiert zu werden. Zugleich wird diese Metapher zur Beschreibung von Antisemitismus ähnlich von den Nicht-Betroffenen interviewten Lehrer*innen verwendet (vgl. Chernivsky/Lorenz 2020). Dies zeigt, dass sich Betroffene und Nicht-Betroffene hier auf einen ähnlichen gesellschaftlichen Deutungsrahmen beziehen, demzufolge Antisemitismus in der postnationalsozialistischen Gesellschaft eigentlich nicht fortbestehen darf und damit als überraschend und stark irritierend erscheint. Der wesentliche Unterschied ist jedoch, dass entsprechende Situationen für die Betroffenen bedrohlich und potenziell gewaltförmig sein können. Sie sind gezwungen, sich dazu zu verhalten und werden in ihrem Alltag eingeschränkt, wie hier beispielsweise beim Besuch des Fitnessstudios.

4.5.1 Situationsdefinitionen und Einordnungen von Gewalt

In ihren freien Interviewerzählungen nehmen die Gesprächspartner*innen Situationsdefinitionen vor und rahmen ihre Erzählungen (vgl. Rosenthal 2015), beispielsweise durch ihre Einordnung antisemitischer (Sprach-)Handlungen. Im Gegensatz zu den vielen Schilderungen von Erfahrungen mit antisemitischen Äußerungen wird in Interviews eher selten von Androhungen oder tätlicher Gewalt erzählt. Gleichzeitig wirkt die Abstufung – von Einstellungen über Äußerungen bis zur körperlichen Gewaltausübung – als skalierender Maßstab, den die Betroffenen heranziehen. Dies wird insbesondere in

dem mit einer Familie geführten Gruppeninterview sehr deutlich. So empfindet die Tochter eigene Antisemitismuserfahrungen als eher harmlos und benennt sich und ihre Familie als „*positives Beispiel*“ (junge Erwachsene), denn „*wir sind nicht geschlagen worden*“. Körperliche Gewalt erscheint in solchen Einordnungen als ‚der‘ Maßstab, welcher alle anderen antisemitischen Dynamiken und Situationen überschreibt, da „*wir nur irgendwie dumme Kommentare gehört haben so. Das, diese Kommentare sind ja schon zu viel.*“ (dieselbe junge Erwachsene). Auch wenn die Kommentare „*schon zu viel*“ seien, so scheint dennoch der Umstand, „*nicht geschlagen worden*“ zu sein, eine im Vergleich eher positive Einschätzung der eigenen Erfahrung darzustellen. Dies lässt sich als eine Verinnerlichung von Macht- und Unterdrückungsverhältnissen durch Betroffene deuten, wie sie in der Rassismusforschung analysiert worden ist (vgl. Batts 2005). Die Bagatellisierung und Verharmlosung des Antisemitismus in der Post-Shoah-Gesellschaft hat mitbedingt, dass von Antisemitismus Betroffene ihre eigenen Erfahrungen teilweise relativieren.

So bezieht sich der Bruder im Gruppeninterview auf seine oben zitierte Schwester und bekräftigt ihren Punkt mit den Erfahrungen eines Freundes, der alltäglich und gewaltvoll Rassismus ausgesetzt sei. Diese Erfahrung des Freundes wird mit den eigenen Diskriminierungserfahrungen relationiert, wobei diese als weniger schwerwiegend eingeordnet werden. Eine solche Deutung erlaubt indessen auch, Kontrolle über die eigenen gewaltförmigen Erfahrungen zu gewinnen.

Weiter wird der Vergleich zu anderen diskriminierten Menschen in dem Gruppeninterview von der Mutter verschärft, als es um die Erkennbarkeit als Jüdin*Jude geht. Hier wird

auf die potenzielle Wahl hingewiesen, zwischen der Erkennbarkeit und Nicht-Erkennbarkeit entscheiden zu können. Die Mutter positioniert sich dabei als *weiß*. Die von ihr geschilderte Handlung lässt sich als Versuch deuten, eine Form von Kontrolle über die antisemitische Bedrohungslage zu gewinnen, indem sie sich selbstbestimmt und vorbeugend gegen das Zeigen jüdischer Symbole entscheidet. So teilt die im Gruppeninterview anwesende Mutter ihre Gedanken wie folgt:

„[...] also bringe ich an der Tür eine Mesusa an oder nicht. Mache ich nicht. Habe ich nie gewollt. Also mein Mann wollte. Aber ich hatte halt immer Angst. Also ich habe mich damit immer unsicher gefühlt. Also das ist auch auf keinen Fall besser geworden. Also ich meine, wir haben es gut, ja. Wenn wir schwarz wären, dann, ja, könnten wir nichts verbergen. Und so können wir irgendwie sozusagen inkognito unterwegs sein, ohne dass uns das auf der Stirn steht.“ (Mutter)

Deutlich wird an dieser Interviewerzählung, wie einschneidend Antisemitismus als Alltagsbedrohung wirkt und wie diese Kulisse etwa Entscheidungen bezüglich des Gebrauchs jüdischer (identitätsstiftender) Symbole beeinflusst und dadurch die Selbstbestimmungsrechte einschränkt. Ferner wird hier sichtbar, wie solche Abwägungen und Entscheidungen innerhalb jüdischer Familien kontrovers diskutiert werden, und dass es innerhalb einer Familie bei gleicher Ausgangslage gegensätzliche Schlussfolgerungen geben kann. Der „Angst“ vor Übergriffen und Ausgrenzung ordnet die Interviewpartnerin das Bedürfnis unter, die unter anderem für Schutz stehende Mesusa an der Wohnungstür anzubringen – ihr Partner hätte dies hingegen anders entschieden. Obwohl eine solche Entscheidung als eine massive Beeinträchtigung

des selbstverständlichen Auslebens der eigenen Identität gesehen werden kann, nimmt die Gesprächspartnerin eine für das Material typische Relationierung vor und betont, dass sie es im Vergleich zu von Rassismus Betroffenen „gut“ hätten, diese vor antisemitischer Gewalt schützende Entscheidung überhaupt treffen zu können.

Die als Schutzstrategie geschilderte Option, „*sozusagen inognito unterwegs [zu] sein*“ und in mehrheitsgesellschaftlichen Verhältnissen nicht unmittelbar zu den ‚Anderen‘ gemacht zu werden, haben viele Jüdinnen*Juden in Deutschland indes nicht. So wird von einzelnen Interviewpartner*innen darauf verwiesen, dass sie von Mehrfachdiskriminierungen betroffen seien und sie oder ihre Kinder potenziell sowohl antisemitisch als auch rassistisch attackiert werden könnten.

Hier zeigen sich neben dem Vergleich mit anderen Minderheitserfahrungen auch das überlegte und abgewogene Sicherheitsverhalten als Schutzstrategie. Dabei reflektieren einige Interviewpartner*innen die Differenz zwischen nicht nach religiösen Geboten lebenden und religiösen Jüdinnen*Juden im Kontext einer nicht-jüdischen Dominanzgesellschaft. Der Moment der Erkennbarkeit und Sichtbarkeit als Jüdin*Jude wird im oben bereits zitierten Gruppeninterview als Punkt hervorgehoben, an dem sich Erfahrungen unterscheiden:

Schüler: „Und also ich finde im Vergleich zu anderen und auch zu anderen Menschen, die warum auch immer, wegen ihrer Religion, wegen ihrer Hautfarbe, was auch immer irgendwie auffallend für andere, bei uns ist es da eigentlich immer ganz gut gelaufen so. [...]“

Junge Erwachsene: „Aber wir tragen zum Beispiel auch keine Schläfenlocken oder so. Wir sind in der Öffentlichkeit nicht als Juden erkennbar.“

Mutter: „Nicht sichtbar, ja. Genau. So. Wahrscheinlich sieht es dann noch mal anders aus.“

Junge Erwachsene: „So. Und das ist der große Vorteil. Sicherlich.“ (Gruppeninterview mit einer Familie)

Solche Unterordnungen eigener Antisemitismuserfahrungen in Relation zu anderen von Antisemitismus oder Rassismus Betroffenen finden sich an mehreren Materialstellen. Die subjektiven Gründe hierfür sind vielfältig und nicht vollständig aus dem Material rekonstruierbar. Es deutet sich jedoch an, dass dies Ausdruck der Verinnerlichung eines dominanzgesellschaftlichen Nicht-Ernstnehmens von Antisemitismus sein kann. Möglicherweise wirkt dabei auch der Impuls, Antisemitismus nicht zu exponieren, sondern die Parallelen zu anderen Diskriminierungsformen herauszustellen, wie im folgenden Ausschnitt, in dem eine Interviewpartnerin die Wirkung von Sexismus und Antisemitismus vergleicht:

„So. Also, wenn du angegriffen wirst als Frau, dann ist das mindestens genauso beschissen, [...] Also das ist halt so, wie soll ich sagen, so das Übliche, womit man irgendwie belästigt, beleidigt, genervt wird.“ (Mutter)

Neben ihren Schilderungen von Antisemitismus im Alltag und damit verbundenen Ängsten und Unsicherheiten berichten einige der interviewten Jugendlichen, ein bewusstes, öffentliches Auftreten als Jüdin*Jude zu praktizieren. Darüber hinaus wird sogar vermutet, ein offener Umgang mit der jüdischen Zugehörigkeit könne vor Antisemitismus schützen:

*„Und ja, also ich merke das auch selber, ich trage meinen Davidstern offen – ich bin der Meinung, das kann Vorurteile abbauen – und ich merke schon manchmal die Blicke von den Leuten, die teilweise ein bisschen abwertend sind. Aber tatsächlich wurde ich noch nie angepöbelt, so viel kann ich sagen, im Gegensatz zu anderen.“
(junge Erwachsene)*

Andere Interviewpartner*innen beschreiben wiederum die gegensätzliche Strategie als erfolgreicher, nämlich sich öffentlich soweit möglich nicht als Jüdin*Jude erkennbar zu zeigen, um sich vor Übergriffen zu schützen. So erklärt ein ehemaliger Schüler: *„dass ich nicht erkennbar als Jude rumlaufe. Weil, dann bin ich einfach nur einer von vielen. Niemand weiß, dass ich Jude bin“*. Auch dieser Interviewpartner betont die Differenz zu religiösen Jüdinnen*Juden:

„gerade für die, die offen als Jude rumlaufen wollen, und von denen gibt es nicht viele, also nicht viele, die sich das trauen, für die wird es dann auf jeden Fall gefährlich.“ (junger Erwachsener)

Hier zeigt sich, dass für Menschen mit jüdischer Biografie in einem mehrheitlich nicht-jüdischen Umfeld oftmals nicht primär rechtstaatliche Strukturen und Systeme, sondern individuelle Sicherheitskonzepte und Umgangsformen mit der potenziellen Bedrohung durch antisemitische Attacken das Sicherheitsgefühl im Alltag mitbestimmen. Dabei können sich, das zeigt das Material, unterschiedliche oder sogar

gegensätzliche Sicherheitskonzepte für verschiedene Menschen bewähren. Besonders erkennbar wird dies daran, dass unterschiedliche Interviewpartner*innen sowohl das Zeigen der eigenen jüdischen Zugehörigkeit als auch ein „*sich [.] Verstecken*“ als hilfreich zur Erreichung desselben Ziels beschreiben: die Gefahr antisemitischer Attacken zu verringern und sich vor Übergriffen zu schützen.

Insgesamt werden anhand der Interviews mit jungen Erwachsenen und mit Eltern das Ausmaß der Bedrohung und der Bedarf an adaptiven Strategien deutlich. Die Befragten scheinen häufig darüber nachzudenken, ob und wie sie das Risiko eines möglichen Angriffs umgehen oder minimieren und ihr Verhalten entsprechend der Situation anpassen können. Ihre alltäglichen Entscheidungen – insbesondere beim Ausleben ihrer (religiösen) Identität und jüdischen Zugehörigkeit – sind durch antisemitische Erfahrungen oder deren Antizipation mitgeprägt.

4.5.2 Einfluss antisemitischer Strukturen auf die familialen Beziehungen

Wie eingangs erwähnt, beschreiben die interviewten Eltern ihre Überlegungen und Sorgen bezüglich der Situation ihrer Kinder als junge Menschen mit jüdischer Biografie in Deutschland. In den Interviews mit Eltern geht es neben den Erfahrungen im Kontext Schule auch um die öffentliche Erkennbarkeit der jüdischen Zugehörigkeit ihrer Kinder. Geleitet sind die Überlegungen von Sicherheitsabwägungen: Oft handelt es sich dabei um Ängste und Szenarien, in denen ihnen und ihren Kindern etwas passieren könnte, wenn sie als Jüdinnen*Juden erkannt würden, wie im folgenden Ausschnitt:

„Also ich wurde nicht zusammengeschlagen bis jetzt. Auch mein Kind nicht. Aber, aber während ich früher wirklich immer mit einem Davidstern auf der Straße gelaufen bin, tue ich das heute nicht mehr. Ich verbiete es meinem Sohn.“ (Mutter)

Hier wird anschaulich, wie die Erfahrungen der Eltern und ihre Einschätzungen der Sicherheitslage als Jüdinnen*Juden in Deutschland die Eltern-Kind-Beziehungen in Familien beeinflussen und zu spezifischen Entscheidungen führen können wie zum Verbot, den Davidstern zu tragen.

Weitere Eltern schildern in den Interviews, wie sie die potenzielle antisemitische Bedrohung in der Sorge um ihre Kinder antizipieren. Eine Mutter schildert, wie ihr Umgang mit potenziellem Antisemitismus ihre eigene Zufriedenheit in ihrer Mutterrolle mitbestimmt:

„Und ich glaube, so diese Angst, dass man sein Kind erkennbar schon nicht auf die Straße schickt, da muss man sich schon wirklich überlegen, bin ich eine gute Mutter, wenn ich mein Kind dieser Gefahr aussetze? Also, ich glaube, das hat einfach einen Rieseneffekt, auch wenn einen das vielleicht im Alltäglichen selbst noch nicht getroffen hat. Aber diese Vorfälle haben einfach einen totalen Effekt auf das eigene Leben. Wie man das gestaltet. Und wie frei man sich auch fühlt, bestimmte Dinge zu machen.“ (Mutter)

An diesem Zitat zeigt sich, wie sehr einige jüdische Familien in ihren Entscheidungen durch den alltäglichen Antisemitis-

mus geprägt werden. Dies bindet Kräfte und Ressourcen in Familien, wirkt sich belastend auf das subjektive Wohlbefinden und die freie Bewegung in der Öffentlichkeit aus.

Weitere Interviewpartner*innen schildern ihre Gedankengänge bei alltäglichen Entscheidungen zu ihrer Erkennbarkeit als Jüdinnen*Juden im öffentlichen Raum. Dies betrifft unter anderem das Sprechen oder Lesen des Hebräischen:

„Aber im Alltag ist es irgendwie/ also für mich, ich bin wie gesagt kein sichtbarer Jude. Ich trage zwar keine Kippa. Aber ich denke schon zwei Mal nach bevor ich in der U-Bahn ein Buch auf Hebräisch aufschlage oder wenn ich Hebräisch spreche mit meiner Freundin, vor allem mit meinen Kindern. Ist es jetzt okay? Ist es jetzt komisch? Kann das komisch werden? Also diese Gedanken immer im Hinterkopf zu haben, ist alltäglich. Manchmal mache ich das bewusst, dass ich extra irgendwie schon/ jetzt ist es mir egal. Wir reden Hebräisch und laut und wer Problem damit hat, dann/ aber manchmal denke ich/ also aber es ist immer ein Thema, ob ich mich so verhalte oder so verhalte. Es ist nun mal diese Handlungsstrategie. Was mache ich denn damit? Aber es ist immer irgendwie da, der Gedanke. [...] Also es ist auch ein bisschen mit Angst verbunden schon.“ (Vater)

Die Überlegungen zum öffentlichen Gebrauch des Hebräischen ähneln bezüglich Wahrnehmung und Antizipation der Bedrohungslage denjenigen zum Tragen jüdischer Symbole. Solche Überlegungen und Abwägungen schränken Familien ein, etwa wenn eine der Familiensprachen, das Hebräische, nicht öffentlich gesprochen werden kann, ohne den

Ort des Sprechens und die Anwesenheit anderer Personen hinsichtlich der Sicherheit mitbedenken zu müssen. Die Eltern leiten subjektiv sinnvolle, sicherheitsgebende „*Handlungsstrategien*“ ab und treffen Entscheidungen. Hierbei steht bei den interviewten Eltern die Sicherheit ihrer Kinder im Vordergrund, an der sich ihre Entscheidungen bezüglich der Erkennbarkeit im öffentlichen Leben orientieren. In beiden Zitaten wird von der „*Angst*“ gesprochen, mit der alltägliche Entscheidungen abgewogen würden, um den Schutz der Kinder zu gewährleisten. Diese Überlegungen spielen eine große Rolle in der Erziehung und werden als Teil des Erziehungsauftrags gesehen:

„Auch das gehört zu jüdischer Erziehung. Das heißt, Kinder darauf vorzubereiten, was auch mal auf sie zukommen kann im Sinne von Ausgrenzung, Diskriminierung oder ja. Also das heißt, eine gewisse Sorgfalt ja auch.“ (Mutter)

Kinder werden einsozialisiert in die Beschäftigung mit Fragen und Sorgen der Eltern, die in antisemitischen Strukturen der Gegenwartsgesellschaft begründet liegen.

Zugleich äußern sich in einigen Interviews junge Erwachsene, die in ihrer Haltung sehr klar sind und trotz ihrer Kenntnis der Bedrohungslage ihre jüdische Identität nicht verbergen wollen. Sie entscheiden sich bewusst für ein erkennbares Auftreten und beschreiben dies als einen Moment der Selbstermächtigung, in dem sie sich dem vielfach als Schutz empfohlenen Verzicht widersetzen:

„[...] der Antisemitismus wächst einfach unglaublich. Bis hin zu, dass, ich habe früher eigentlich immer meinen Davidstern getragen und jetzt mache ich manchmal noch, aber dieses Gefühl / also ich mache es entweder aus Protest und gleichzeitig ist mir bewusst, dass es gefährlich ist.“ (junge Erwachsene)

Im Material deuten sich Unterschiede zwischen den Generationen an. Zum Teil geben die Eltern an, eine Auswanderung in Erwägung zu ziehen, wenn die Gefahrenlage eine solche Entscheidung weiter nahelege:

„Okay, ich muss mein Kind schützen, also muss ich auswandern. Und ich befürchte, dass es irgendwann mal auch für uns so weit sein wird, dass wir sagen würden, wir müssen uns einen sichereren Ort für unsere Kinder suchen.“ (Mutter)

Hier fällt auf, dass für die interviewten jungen Erwachsenen eine Auswanderung eher keine Option ist: *„[...] ich habe keinen Gedanken daran verschwendet, dieses Land zu verlassen“* sagt ein junger Erwachsener und vertieft weiter:

„Aber, also der Zeitpunkt, dass ich sage, ich habe keine Zukunft mehr in diesem Land, der ist / also da sehe ich mich schon noch sehr, sehr fern von. Weil ich ja auch sehe, dass wir in der jüdischen Gemeinde, vor allem die jungen Leute, dass wir uns sehr dagegen wehren.“ (junge Erwachsene)

4.6 „man (ist) sehr, sehr oft alleine“ – Entwicklung von Umgangsstrategien

Die emotionale und psychische Belastung durch Antisemitismus ist bislang wenig erforscht worden. Einige der von uns befragten Interviewpartner*innen geben Hinweise auf Auswirkungen antisemitischer ‚Vorfälle‘, die sie langfristig belasten. Neben den Nachwirkungen lässt sich aus vielen Interviews auch die Entwicklung von ‚Überlebensstrategien‘ rekonstruieren. Diese resultieren, so schildern es Interviewpartner*innen, zum Teil aus der Stärkung, die sie in ihrem sozialen Umfeld erfahren haben. Ein von uns interviewter Experte, der nach antisemitischen Vorfällen unterstützt und berät, berichtet vom Gefühl der Betroffenen:

„Natürlich sind die angegriffen. Es ist, sagen wir mal so, jetzt mal wie auch immer, aber im weitesten Sinne des Wortes traumatisiert. Ich weiß von Menschen die Alpträume haben, also ist ja die Rede von Kindern und Jugendlichen die Alpträume haben. Ich weiß, dass psychologische Betreuung sehr oft notwendig ist, die eben überhaupt zu stabil. Also, erst einmal, die erste Aufgabe, sagen wir mal, jetzt bei dem Kind, bei sonstigen Sachen und so, die Stabilisierung. Dass da irgendwo, dass man es auffängt, wie auch immer. Also, da gibt es auch verschiedene/ aber es gibt Stabilisierung, auch Empowerment, auch also das Gefühl geben, ‚du bist nicht alleine, wir stärken dich.‘“ (Experte zur Beratungsarbeit)

Auffällig ist, dass nicht nur (ehemalige) jüdische Schüler*innen über mögliche Übergriffe nachdenken und diese als Bedrohung wahrnehmen, sondern ebenso auch eine jüdische Lehrerin. Sie fasst ihre Wahrnehmung in der Schule auf die

Frage, wie belastend die Gedanken für sie seien, dass ihr etwas passieren könnte, wie folgt zusammen:

„Sagen wir es mal so, ich kann relativ gut damit [dass ihr etwas passieren könnte] umgehen. Denn ich war, also körperliche Gewalt wird mir, glaube ich, keiner der Schüler antun, weil sie mich schon sehr gerne mögen und ich weiß, okay, es stehen einige hinter mir, die mich auch beschützen würden. Aber ich finde es ziemlich schlimm, dass ich mir überhaupt diese Gedanken machen muss.“ (Mutter und Lehrerin)

Die Lehrerin erzählt der Interviewerin, dass sie eine gewisse Sicherheit empfinde aufgrund der Tatsache, dass ihre Schüler*innen sie „*schon sehr gerne mögen*“ würden und folgert weiter, es gebe welche, die sie „*auch beschützen würden*“. Dies impliziert umgekehrt, dass ihre Situationseinschätzung eine andere wäre, wenn sie bei den Schüler*innen nicht so große Sympathien genießen würde. Ihre Situationseinschätzung verdeutlicht die Fragilität des Sicherheitsgefühls für viele Jüdinnen*Juden am Arbeitsplatz, hier im Kontext Schule.

Eine junge Erwachsene erinnert sich an ihre Schulzeit, in der sie die Erfahrung machen musste, „*sehr, sehr oft alleine*“ zu sein:

„Also es gibt nicht viele, die hinter einem stehen. Vielleicht in den höheren Klassen, das auf jeden Fall, aber gerade im Grundschulalter oder Unterstufenklassen sehr, sehr schwer. Also man ist wirklich sehr, sehr oft alleine. Generell als Mobbingopfer, nicht nur von Antisemitismus, sondern wenn man gemobbt wird, ist man sehr, sehr oft alleine.“ (junge Erwachsene)

Die Wiederholung in diesem Zitat, dass *„man sehr, sehr oft alleine“* sei, verweist darauf, wie einschneidend und belastend diese Erfahrung im Interview erinnert wird. So wirkt nicht nur die Ausgrenzung auf die betroffene Person, sondern ebenso die Tatsache, dass die junge Frau mit ihrer Schulzeit das Gefühl der Einsamkeit assoziiert. Sie generalisiert die Erfahrung über Antisemitismus hinaus für den Kontext Schule: Wer *„gemobbt“* werde, könne nicht mit Unterstützung rechnen. Deutlich wird hier die Interdependenz unter Menschen in Kontexten mit dichten sozialen Beziehungsgeflechten wie der Schule. Die Abhängigkeitsverhältnisse zu anderen Menschen bestimmen das Sicherheitsgefühl in Bezug auf Antisemitismus wesentlich mit und können potenziell gewaltvolle Erfahrungen verstärken, wenn im Falle von Ausgrenzung Unterstützung durch Andere ausbleibt, und sich diese passiv und indifferent dazu verhalten. Die fehlende Unterstützung und das Gefühl, allein gelassen zu werden, heben mehrere Interviewte in Bezug auf antisemitische Erfahrungen als einprägsam hervor.

4.6.1 **„einfach auch so zurück zu labern.“ – Reflexion und Wirkung von Antisemitismuserfahrungen**

Viele der interviewten Betroffenen suchen die Ursachen für antisemitische Diskriminierung und Übergriffe bei sich selbst. Sie formulieren in der Rückschau Schuldgefühle, womöglich unzureichend gehandelt zu haben. So stellt beispielsweise ein junger Erwachsener fest: *„Also ich will jetzt nicht den gleichen Fehler noch mal machen und sagen, dass ich jüdisch bin“*. Eine weitere Interviewpartnerin bewertet ihre eigene Reaktion nach einem antisemitischen Übergriff in der Retrospektive wie folgt:

„[...] hätte mir gewünscht, dass ich teilweise vielleicht eher mutig gewesen wäre und was gesagt hätte. Aber ich kann es jetzt natürlich, ja, super nachvollziehen, dass ich es nicht gemacht habe. Nur ich hätte mir gewünscht, dass ich mutig genug gewesen wäre etwas zu sagen oder halt einfach auch so zurück zu labern. Einfach selbstbewusst genug zu sein, dann darauf was zu sagen. Und das habe ich nicht, war ich nicht.“ (junge Erwachsene)

Neben der Suche nach Ursachen im eigenen (ausgebliebenen) Verhalten in der Situation des Übergriffs treffen Diskriminierungen die Würde. So ordnet eine junge Erwachsene ihre Erfahrungen als „demütigend“ ein und betont zugleich den Versuch, „drüberzustehen“ und sich selbst die Schuld zuzuweisen:

„(...) es ist demütigend. (...) Ich habe halt versucht, drüberzustehen und, ja, meistens habe ich mir selbst die Schuld zugewiesen.“ (junge Erwachsene)

Diskriminierungserfahrungen wirken sich oftmals auf das Sicherheitsgefühl und auch auf das Ausmaß an Selbstvertrauen aus. Solche Erfahrungen können sich zu verinnerlichter Ohnmacht und zu depressiven Verstimmungen ausweiten oder gar zu Funktionsstörungen, Antriebslosigkeit bis hin zur Suizidalität führen (vgl. Friedmann et al. 2004; Batts 2005; Antidiskriminierungsstelle des Bundes 2017). Die Folgewirkungen von Gewalt und Diskriminierung stellen damit eine Belastung dar. Diese ist in der Regel umso gravierender, je häufiger und intensiver die Gewaltauslöser sind. Langfristige

Auswirkungen werden auch im Interview mit einem jungen Erwachsenen deutlich, bei dem die durch Übergriffe gegen ihn als Schüler verursachte „Angst“ noch immer nachwirkt:

„Ja, also ich habe halt immer noch Angst (lacht), also da [in die Schule, Anmerkung der Autorinnen] halt dahinzugehen, ja? Also mir passiert auch schon seit Längerem nichts mehr. Also es hätte auch viel, viel schlimmer werden können.“

Im weiteren Interviewverlauf kommt dieser Interviewpartner noch einmal darauf zu sprechen und konkretisiert seine Gefühle in Bezug auf die antisemitischen Übergriffe, die er erlebt hat:

„Aber ich merke jetzt einfach nur, wie ich sauer werde (lacht). Weil das, was mir angetan wurde, ist halt nicht rechtens. Und das nervt mich, dass ich auch nicht stark genug war, darüber zu sprechen. Ich dachte auch oft, dass es meine Schuld ist, ja, dass ich einfach dumm war. Also ich war halt dumm, das öffentlich preiszugeben. Aber eigentlich ist es ja nicht das Problem, das öffentlich preiszugeben, dass man Jude ist. Und ich sehe nicht, dass das ein Problem ist.“ (junger Erwachsener)

Rückblickend bleibt neben der Angst auch die Wut in der Erinnerung an die Unrechtserfahrung präsent. Der junge Erwachsene beschreibt das Dilemma, einerseits zu wissen, dass die Gewalt, die ihm „angetan“ wurde, Unrecht („halt nicht rechtens“) war, da es „eigentlich“ möglich sein müsste, sich gefahrlos als Jude zu zeigen. Andererseits beschäftigt ihn aber neben dieser klaren Einordnung langfristig seine individuelle Reaktion auf das Unrecht. Er wertet sich selbst

ab als „*nicht stark genug*“, um über die Gewalt zu sprechen und bezeichnet es als „*dumm*“, überhaupt offen mit seiner Zugehörigkeit umzugehen. Dies verdeutlicht die potenzielle Extensivität und Gewaltförmigkeit antisemitischer Strukturen, mit denen Jüdinnen*Juden häufig auf sich gestellt und ohne Unterstützung umgehen müssen. Dabei beschäftigt die Betroffenen ihre eigene Reaktionsweise oftmals über die konkrete Gewalterfahrung hinaus weiter, was sich langfristig auf das Selbstbild und Wohlbefinden auswirkt.

Oft wird das subjektive Erleben von Antisemitismus und Diskriminierung individual-psychologisch analysiert. Eine zu starke Individualisierung überschreibt jedoch die gesellschaftspolitische Dimension von Antisemitismus und führt zu einer einseitigen Schuldzuweisung („Blaming the Victim“), die sich unter anderem in der Sorge der Betroffenen bemerkbar macht, als „*übersensible Juden abgestempelt*“ zu werden, „*die irgendwie nerven*“ (Mutter).

Entlang der ‚Stereotype-Threat-Theorie‘ (Steele & Aronson 1995) wird zum Beispiel die Annahme vertreten, dass Personen, die Stereotypisierungen ausgesetzt sind, potenziell ein anhaltendes Gefühl der Bedrohung entwickeln können. Dies gilt besonders dann, wenn sie sich in einer Situation befinden, in der sie befürchten, auf der Basis von Stereotypen beurteilt oder gar benachteiligt zu werden. Starre Abhängigkeitsverhältnisse wie in der Schule erhöhen das Risiko für die Entstehung eines beständigen Ohnmachts- und Bedrohungsgefühls. Weiterhin befürchten Betroffene oft, dass sie durch ihr eigenes Verhalten die Stereotypisierung verstärken könnten und beginnen, an sich selbst zu zweifeln und die eigenen Handlungen zu überprüfen. Die Stereotypisierung kommt

immer von außen; Gründe werden aber oftmals im Inneren gesucht. So entsteht im Kontext des Antisemitismus die Tendenz zu einer negativen Identitätsverbindung und vereinzelt auch der Wunsch, die als belastend erfahrenen Identitätsmerkmale wie das der jüdischen Herkunft aufzugeben (vgl. Bernstein 2014). Diese Dynamiken können potenziell mit einem erhöhten Stressgefühl einhergehen (Steele, Spencer & Aronson 2002).

4.6.2 Familie und Community als Ressource

Nicht alle Interviewpartner*innen haben ihre Eltern als primäre Ressource zur Verarbeitung antisemitischer Erfahrungen angegeben. Einige der interviewten jungen Menschen haben ihre Erfahrungen mit Antisemitismus nicht mit ihren Familien geteilt. Die Begründungen dafür fielen unterschiedlich aus. So erklärte beispielsweise ein junger Erwachsener: „[...] weil sie ja eh nichts hätten ändern können“. Einige haben an dieser Stelle einen Austausch mit anderen betroffenen Personen als nützlich(er) befunden. Auch wurde geäußert, dass die Eltern „Panik“ bekommen hätten und die jungen Erwachsenen diese starke Reaktion und Verunsicherung der Eltern unbedingt vermeiden wollten.

Gleichwohl gab es Interviewpartner*innen, die ein offenes Gespräch mit ihren Familienmitgliedern als hilfreich und stärkend beschrieben:

„[...] wir hatten tatsächlich viele Diskussionen zuhause, okay, wie gehen wir damit um? Behalten wir das erst mal für uns oder reden wir darüber?“ (junge Erwachsene)

Eine andere junge Erwachsene erzählt im Interview von Familiengesprächen zum Umgang mit Antisemitismus in ihrer Schulzeit und wie sie in der Familie verschiedene Umgangsweisen „*einfach viel diskutiert*“ hätten: „*Haben wir alles Zuhause besprochen*“.

Im Vergleich von interviewten Jugendlichen, jungen Erwachsenen und Eltern wird deutlich, dass sie Permanenz und Wirkung von Antisemitismus je unterschiedlich einordnen und differierende Bedarfe benennen. So wollen die Eltern eher nicht, dass ihre Kinder sichtbar jüdisch auftreten, während die Jugendlichen und jungen Erwachsenen selbst sich teilweise ganz bewusst als jüdisch zeigen. Dabei deutet sich eine generationale Differenz im Umgang mit der Bedrohung durch Antisemitismus an, die in weiteren Forschungen genauer zu untersuchen ist.

Neben Familien wurden auch Freund*innen sowie Ansprechpartner*innen aus der jüdischen Gemeinde als stärkende und vertrauensbildende Instanzen benannt und genutzt. Wie diese unterstützenden Personen und der Austausch mit ihnen die eigene Situation veränderte, reflektiert eine junge Erwachsene im Interview:

„Was ich im Nachhinein extrem erschreckend finde, dass ich irgendwie keine andere Bezugsperson hatte, mit der ich so darüber reden konnte, die mir halt irgendwie aufgezeigt hat, dass es totaler Schwachsinn ist. Bis ich halt eben andere jüdische Leute kennengelernt habe und gemerkt habe, okay, eigentlich ist es eine richtig starke Community, die einem echt viel Halt bietet und dass es echt ein Vorteil ist, jüdisch zu sein und irgendwie anders zu sein als eben die Mehrheit der Bevölkerung.“ (junge Erwachsene)

Das Sprechen über Ausgrenzung und Fremdbestimmung erscheint hier als eines der wichtigsten Instrumente der Bearbeitung. Gleichwohl wollen die Betroffenen in ihrem Jüdischsein nicht auf die Diskriminierung reduziert werden. Sie betonen zum Beispiel die Verbindung mit der jüdischen Tradition, die Selbstverortung in der jüdischen Gemeinschaft und die Thematisierung positiv besetzter jüdischer Themen im Familienkreis. Viele der Interviewten formulieren klar, dass sie sich nicht ausschließlich über Antisemitismus definieren lassen wollen:

„Jüdisches Leben ist natürlich mehr als Antisemitismuserfahrung, was es ja auch ist, aber es gehört halt auch dazu.“
(junge Erwachsene)

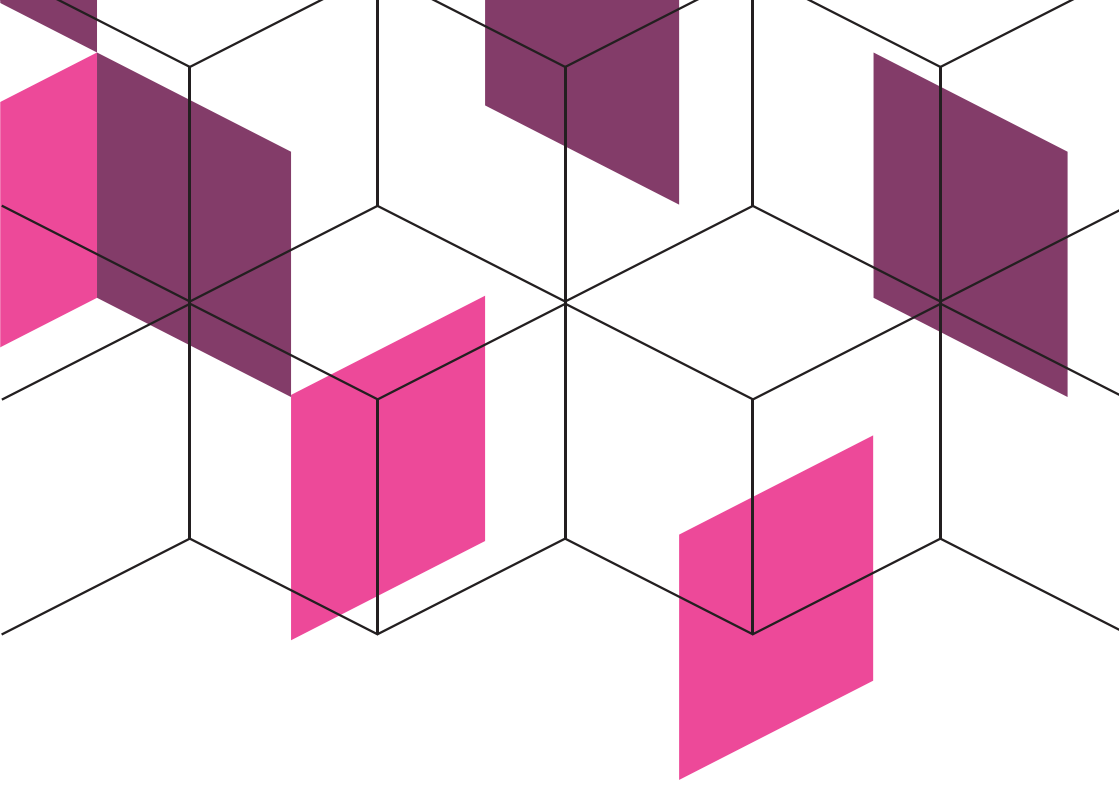
An dieser Stelle ist es wichtig, anzumerken, dass die genannten Ressourcen – die Familie, die Gemeinde oder auch der Freundeskreis – nicht für alle die ultimative Unterstützung darstellen. Auch wenn viele Befragte davon berichten, dass sie ihre Erfahrungen gern mit ihren Familien oder Freund*innen teilen und sich von ihnen beistehen lassen, zeigt sich ein Bedarf an weiteren – externen – Quellen der Stärkung. Dies gilt gerade, weil viele Betroffene in ihren familialen und sozialen Sozialisationsprozessen gelernt haben, solche Erfahrungen allein aufzuarbeiten – eine Strategie, die mit hohen Erwartungen an sich selbst verbunden ist: *„damit kommst du jetzt selbst klar irgendwie“* (junger Erwachsener). Gleichwohl verändert sich diese Strategie mit der Zeit, wie in der folgenden Sequenz deutlich wird:

„Weil ich halt niemanden hatte oder nicht wusste, dass ich mit jemandem reden sollte, mittlerweile ich halt gelernt habe, mit den Sachen offener umzugehen, aber immer noch merke, dass ich oft dann Antisemitismuserfahrungen zwar erlebe, aber es länger dauert, bis ich sie vielleicht mit jemandem teile direkt.“ (derselbe junge Erwachsene)

Der Umgang mit Antisemitismus wird in der Retrospektive einiger Interviewpartner*innen als „falsch“ bewertet und sogar mit einem Appell an andere Betroffene verbunden:

„Also eigentlich möchte ich damit bezwecken, dass halt Leute, die das eventuell lesen und auch in der gleichen Situation sind, einfach mal darüber sprechen sollten. Weil das, was ich gemacht habe, war halt falsch. Also dass ich nicht darüber gesprochen habe mit meinen Eltern.“ (junger Erwachsener)

Insgesamt zeigt sich im Material: Externe Unterstützungssysteme, wie beispielsweise Schulsozialarbeit oder Beratungsstellen, werden in der Be- und Verarbeitung antisemitischer Erfahrungen nicht benannt. Die Familie erscheint neben Freund*innen und Ansprechpartner*innen aus jüdischen Gemeinden als nahezu einziger Ort für Rückzug und Unterstützung. Dabei werden die Eltern nicht von allen Interviewpartner*innen als direkte Ansprechpersonen bei antisemitischen Erfahrungen benannt. Vor diesem Hintergrund erscheint der Ausbau von verlässlichen und zugänglichen Unterstützungsangeboten für Menschen mit Antisemitismuserfahrungen als dringend geboten.



5. Resümee

5. RESÜMEE

Die vorliegende Studie hat auf der Grundlage von 23 qualitativen Interviews Antisemitismus aus der Perspektive von Jüdinnen*Juden im jungen Erwachsenenalter und in der Elternrolle untersucht. Ein Fokus der Interviews liegt auf dem Kontext Schule und Erinnerungen an die eigene Schulzeit, da diese für viele der Interviewpartner*innen als gerade zurückliegende Phase prägend war. Aus Elternsicht stellt Schule einen sozialen Ort dar, der in Bezug auf antisemitische Erfahrungen als eher unsicher und belastet gilt. Neben Einschätzungen und Erfahrungen zum Kontext Schule haben die Gesprächspartner*innen in den Interviews ihre Bewertung der gesellschaftlichen Situation in Deutschland in Bezug auf Antisemitismus, ihre jüdische Identität und ihre Elternrolle reflektiert.

Die zentralen Befunde aus der Studie und darin deutlich werdende Forschungslücken lassen sich wie folgt resümieren:

Die Befunde zeigen, dass alle interviewten Jüdinnen*Juden potenziell gewaltförmige Situationen antizipieren und viele von ihnen Antisemitismus erlebt haben, diesen jedoch unterschiedlich einordnen und verarbeiten. In den Interviewerzählungen überwiegen Erinnerungen an verbale Formen des Antisemitismus. Dazu gehören Grenzüberschreitungen, Zuordnungen, Zuschreibungen, ‚Witze‘ und Beschuldigungen, die als stigmatisierend und gewaltvoll erlebt werden. Die Schilderungen gewaltförmiger Sprachhandlungen gehen teilweise in die Erinnerung an existenzielle Bedrohungserfahrungen durch körperliche Gewaltandrohungen über. Beides deutet darauf hin, dass es weiterer Forschung bedarf, um antisemitische Situationen aus der Sicht von Betroffenen und

Antisemitismus als Gewaltform vertiefter zu verstehen und theoretisch genauer zu erfassen.

Aus den Interviews wird deutlich, dass die Erfahrungen mit Antisemitismus an Schulen in die Biografien der Interviewpartner*innen eingewoben sind. Die Gelegenheit über Antisemitismus an Schulen im Interviewsetting zu erzählen, bot einen Rahmen für eine tiefergehende Reflexion, die durch viele Interviewpartner*innen gewürdigt wurde.

Antisemitische Kommentare, vermeintliche Witze, Drohungen und auch die Reaktion des schulischen Umfelds symbolisieren machtvolle Identitätsordnungen, die mitten im sozialen Gefüge entstehen und die Adressierten mit existenziellen Fragen konfrontieren. Darin spiegeln sich die unterschiedlichen Erfahrungszugänge der Gesprächspartner*innen wider. Viele der interviewten jungen Erwachsenen schildern, wie sie antisemitische Situationen aus der Schulzeit zunächst selbst trivialisiert und erst retrospektiv eindeutig als Unrechtserfahrung und teilweise auch als Gewalt eingeordnet haben. Die De-Thematisierung und Passivität des sozialen Umfelds und der Schule im Umgang mit Antisemitismus wirken sich auf die Betroffenen oft dahingehend aus, dass sie die antisemitischen Situationen während der Schulzeit selbst banalisieren. Die darin liegende Gewaltförmigkeit und die Auswirkungen auf ihr Wohlbefinden können sie teilweise erst in der Retrospektive erkennen und klar benennen.

Drei übergreifende Strukturmerkmale antisemitischer Erfahrungen lassen sich aus den Schilderungen der interviewten Jüdinnen*Juden rekonstruieren:

- 1 Das Strukturmerkmal der **Präsenz und Regelmäßigkeit antisemitischer Äußerungen im Alltag** („*das war halt immer mal wieder so*“): Dieses Merkmal verweist darauf, dass im Alltag jederzeit mit verbalen antisemitischen Übergriffen zu rechnen ist.
- 2 Das Strukturmerkmal der **Trivialisierung und Relativierung von antisemitischen (Sprach-)Handlungen**, beispielsweise durch deren Einordnung als vermeintliche Witze: Dies begünstigt eine Normalisierung im Alltag und erschwert Betroffenen die Einordnung antisemitischer Übergriffe in ihrer Gewaltförmigkeit.
- 3 Das Strukturmerkmal der **Antizipation antisemitischer Übergriffe**: Die Befunde verdeutlichen, dass sich Jüdinnen*Juden unterschiedlich direkt von Antisemitismus bedroht sehen und stark differierende Erfahrungen mit Antisemitismus machen. Was die Interviewpartner*innen aber teilen, ist die Antizipation der Möglichkeit antisemitischer Übergriffe und das Nachdenken darüber, ob Personen im Umfeld, wie beispielsweise Lehrer*innen, sie schützen könnten.

Im Wesentlichen ist festzuhalten, dass sich viele der interviewten ehemaligen Schüler*innen mit ihren Erfahrungen allein gelassen fühlten. Aus ihrer Sicht zeigten sich ihre Lehrer*innen oftmals indifferent und konnten die antisemitischen Dynamiken in konkreten Situationen nicht eindeutig erkennen. Bei den geschilderten antisemitischen Übergriffen wählten die Betroffenen andere Ansprechpersonen, wie etwa ihre Eltern, und sahen ihre Lehrer*innen nicht als Vertrauenspersonen an. Die Interviewpartner*innen beschreiben hier zum Teil

eine Überforderung der Lehrer*innen, mit Antisemitismus umzugehen. Interventionen durch ebenjene wurden am ehesten erlebt, wenn es um offensichtliche Beleidigungen und Beschimpfungen ging. Antisemitische Adressierungen wurden hingegen im Rahmen des Unterrichts zum sogenannten Nahostkonflikt nicht nur durch Lehrer*innen zum Teil ignoriert, sondern erfolgten vereinzelt durch sie selbst. Diese Befunde sind mit den Ergebnissen aus den jüngsten Studien zu Antisemitismus an Schulen (vgl. Bernstein 2020; Chernivsky/Lorenz 2020) weiter zu relationieren und zu diskutieren.

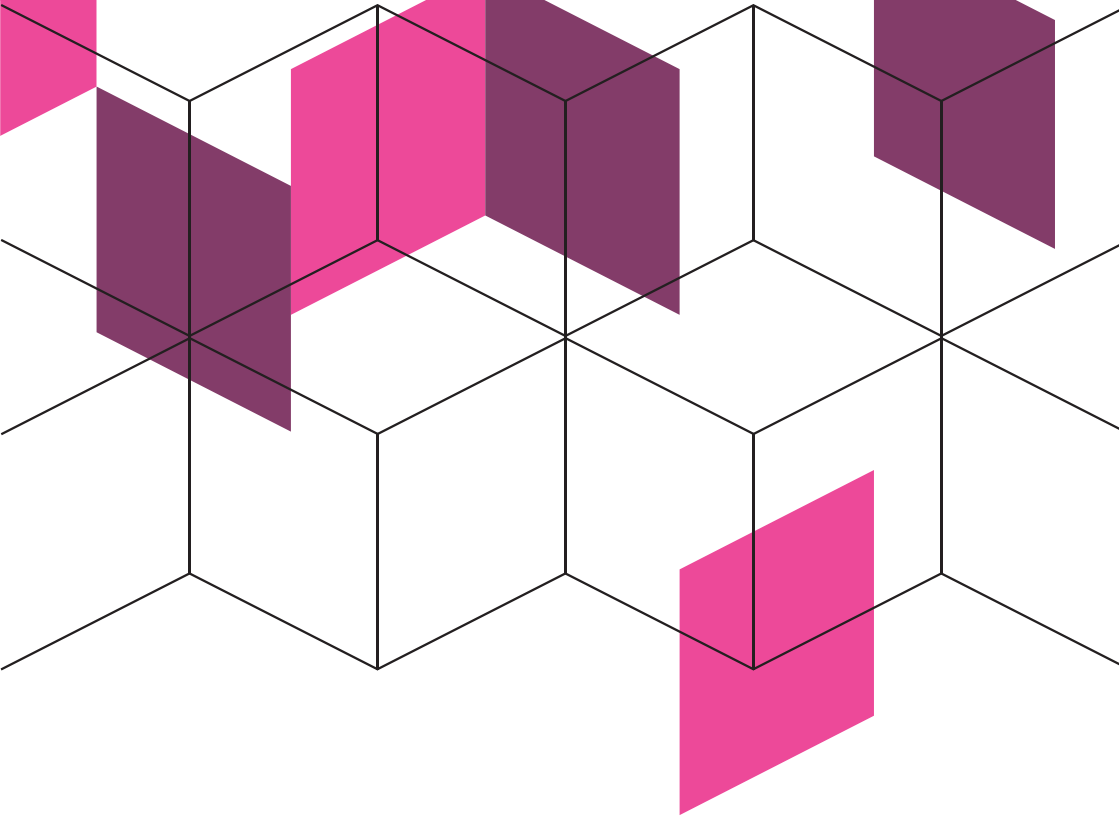
Als Strukturmerkmale gelingender Intervention durch Lehrer*innen und Schulleitungen heben die Interviewpartner*innen folgende Aspekte hervor: Die grundsätzliche Signalisierung von Offenheit für Meldungen von Antisemitismus durch Schüler*innen und Eltern, die Ernstnahme von Hinweisen auf antisemitische Situationen, einen transparenten Umgang mit Beschwerden sowie zeitnahe Reaktionen (siehe auch Kap. 4.4.5). Im Hinblick auf die Stärkung und Begleitung von Betroffenen nach antisemitischen Erfahrungen an Schulen können vertraute und sichere (jüdische) Gesprächsräume ein Setting sein, welches die jüdischen Schüler*innen und ihre Eltern situativ begleitet und auffängt. Die Beratung von Betroffenen, die sie als Zielgruppe direkt anspricht und ihnen offene Angebote unterbreitet dient zudem dazu, ihnen Informationen über ihre Rechte und Handlungsoptionen zu geben und sie in ihrem Umgang mit antisemitischer Gewalt nachhaltig zu unterstützen.

Im Datenmaterial zeigt sich zudem, dass Antisemitismus die Entwicklung von Lebensperspektiven und jüdischen Identitäten in Deutschland mitbeeinflusst und biografisch relevan-

te Entscheidungen von Jüdinnen*Juden mitbestimmt. Dabei wird eine große Bandbreite an Umgangsstrategien deutlich: Während einige Interviewpartner*innen sich dafür entscheiden, ihre jüdische Zugehörigkeit nicht öffentlich zu zeigen, wird von anderen das Zeigen der jüdischen Identität als wichtige Strategie gedeutet. Diese Bandbreite selbstbestimmter Umgangsweisen ist zu berücksichtigen, um Erfahrungen von Jüdinnen*Juden nicht zu objektifizieren oder zu pauschalisieren.

Im Hinblick auf weitere Forschung ist festzuhalten, dass Antisemitismuserfahrungen vor dem Hintergrund der Wirkungsgeschichte des Nationalsozialismus und der Shoah zu kontextualisieren sind. Denn während zu den mehrheitsgesellschaftlichen Einstellungen gegenüber Jüdinnen*Juden im Rahmen größerer Studien regelmäßig geforscht wird, sind die (transgenerativen) Folgewirkungen des Antisemitismus auf Betroffene bislang kaum untersucht.

Ein theoretisch sensibilisierter Blick auf Phänomene und Dimensionen des gegenwärtigen Antisemitismus sowie die ersten Befunde zu Perspektiven von Jüdinnen*Juden liefern wichtige Hinweise für die Notwendigkeit weiterer Forschung, um die Struktur, das Ausmaß und die Wirkung von Antisemitismus zu verstehen und zu ergründen. Nicht zuletzt zwecks Weiterentwicklung und Implementierung von antisemitismuskritischen Bildungsformaten sowie wirksamen Schutzkonzepten in Bildungsinstitutionen gilt es, die Auswirkungen antisemitischer Gewalt und Diskriminierung empirisch zu fundieren und systematisch sowohl in die Aus- und Fortbildung von Lehrkräften als auch in die Schulentwicklungsprozesse einzubeziehen.



6. Literaturverzeichnis

6. LITERATURVERZEICHNIS

- Antidiskriminierungsstelle des Bundes (2017): Diskriminierung in Deutschland. Zentrale Ergebnisse des Dritten Gemeinsamen Berichts der Antidiskriminierungsstelle des Bundes und der in ihrem Zuständigkeitsbereich betroffenen Beauftragten der Bundesregierung und des Deutschen Bundestages. Berlin. Download verfügbar unter: https://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Downloads/DE/publikationen/BT_Bericht/20170629_Pressehandout_Gemeinsamer_Bericht_dritter_2017.pdf?__blob=publicationFile&v=4 [11.11.2020]
- Antisemitismusbericht des Zweiten Unabhängigen Expertenkreises Antisemitismus des Deutschen Bundestages (2017). Berlin. Download verfügbar unter: <https://dip21.bundestag.de/dip21/btd/18/119/1811970.pdf> [19.11.2020]
- Batts, Valerie (2005): Is Reconciliation Possible? Lessons From Combating „Modern Racism“. VISIONS. Download verfügbar unter: <https://www.visions-inc.org/blog/is-reconciliation-possible-lessons-from-combating-modern-racism2950872> [19.11.2020]
- Bernstein, Julia (2014): „Ab und zu Kosher, ab und zu Shabbat“. Identitäten, Selbstwahrnehmungen und Alltagspraktiken von Kindern aus „mixed families“ in Deutschland. JDC International Centre for Community Development (Hg.). Oxford 2014.
- Bernstein, Julia/ Diddens, Florian/ Friedlender, Nathalie/ Theiss, Ricarda (2018): „Mach mal keine Judenaktion!“. Herausforderungen und Lösungsansätze in der professionellen Bildungs- und Sozialarbeit gegen Antisemitismus. Frankfurt. Download verfügbar unter: https://www.frankfurt-university.de/fileadmin/standard/Aktuelles/Pressemitteilungen/Mach_mal_keine_Judenaktion__Herausforderungen_und_Loesungsansaetze_in_der_professionellen_Bildungs_und_Sozialarbeit_gegen_Anti.pdf [19.11.2020]
- Bernstein, Julia (2020): Antisemitismus an der Schule: Befunde – Analysen – Handlungsoptionen. Weinheim: Beltz.
- Botsch, Gideon (2014): Von der Judenfeindschaft zum Antisemitismus. Ein historischer Überblick. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (APUZ 28-30/ 2014): Antisemitismus. Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): Bonn.

- Brückner, Margrit (2001): Gewalt gegen Kinder, Frauen und in Familien. In: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans (Hg.): Handbuch der Sozialarbeit/Sozialpädagogik, 2. völlig neu überarbeitete Auflage. Neuwied/Kriftel: Luchterhand. S. 723-729.
- Chernivsky, Marina (2015): Antisemitismus als individuelle Erfahrung und soziales Phänomen. In: Antisemitismus und Empowerment. Perspektiven, Ansätze und Projektideen. Frankfurt am Main: Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland e.V. (Hg.). S. 19.
- Chernivsky, Marina (2018): Umgang mit Antisemitismus als Herausforderungen und Spannungsfeld. In: Julia Bernstein, Mach mal keine Judenaktion, 2018, S. 319-329.
- Chernivsky, Marina/ Kiesel, Doron (2018): Müssen wir wieder Angst haben? Antisemitismus in Deutschland. In: Lutz, Ronald/Preuschhoff, Sarah (Hg.) (2018): „Tanzende Verhältnisse“. Weinheim: Beltz. S. 236-252.
- Chernivsky, Marina (2019): Lernen am sicheren Ort – Antisemitismus an Schulen entgegenwirken. In: Medaon 13 (2019), 24.
- Chernivsky, Marina/ Lorenz, Friederike (2020): Antisemitismus im Kontext Schule – Deutungen und Umgangsweisen von Lehrer*innen an Berliner Schulen. Berlin: Kompetenzzentrum für Prävention und Empowerment. Download verfügbar unter: https://zwst-kompetenzzentrum.de/wp-content/uploads/2020/11/Forschungsbericht_2020.pdf [19.11.2020]
- Hermann, Judith (2006): Die Narben der Gewalt. Traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden. Junfermann Verlag.
- Holz, Klaus (2000): Die Figur des Dritten in der nationalen Ordnung der Welt. In: Soziale Systeme (2000).
- Friedmann, Alexander/ Hoffmann, Peter/ Lüger-Schuster, Brigitte/ Steinbauer, Maria/ Vysocki, David (2004): Psychotrauma: Posttraumatische Belastungsstörung. Wiesbaden: Springer VS.

Fundamental Rights Agency (FRA) (2018): Experiences and perceptions of antisemitism. Second survey on discrimination and hate crime against Jews in the EU. Wien. Download verfügbar unter: https://fra.europa.eu/sites/default/files/fra_uploads/fra-2018-experiences-and-perceptions-of-antisemitism-survey-summary_en.pdf [19.11.2020]

Grünberg, Kurt (2013): Ist das Antisemitismus? Deutsch-jüdische Erfahrungen nach der Schoah. In: Psychoanalyse – Texte zur Sozialforschung. 17. Jahrgang, Heft 2/2013. S. 275-287.

Koloma Beck, Teresa (2011): The eye of the beholder: violence as a social process. In: International journal of conflict and violence. 5(2011),2; S. 346-356.

Messerschmidt, Astrid (2010): Flexible Feindbilder – Antisemitismus und der Umgang mit Minderheiten in der deutschen Einwanderungsgesellschaft. In: Stender, Wolfram/Follert, Guido/Özdoğan, Mihri (2010): Konstellationen des Antisemitismus – Antisemitismusforschung und sozialpädagogische Praxis. Wiesbaden: Springer VS. S. 91-108.

Messerschmidt, Astrid (2018): Selbstbilder in der postnationalsozialistischen Gesellschaft. In: Brumlik, Micha/Chernivsky, Marina/Czollek, Max/Peaceman, Hannah/Shapira, Anna/Wohl von Haselberg, Leah (Hrsg.): Jalta – Positionen zur jüdischen Gegenwart: Gegenwartsbewältigung, H. 2/2018, S. 38–46.

Nef, Susanne (2020): Ringen um Bedeutung. Die Deutung häuslicher Gewalt als sozialer Prozess. Weinheim: Beltz Juventa.

Phelan, Jo C./ Link, Bruce G. (2015): Is Racism a Fundamental Cause of Inequalities in Health? Annu. Rev. Sociol. 2015. 41. S. 311-330. Download verfügbar unter: https://chq.org/phocadownload/ChqFoundation/2019SIRMaterials/5_Racism-as-a-fundamental-cause_Phelan-and-Link_2015.pdf [12.11.2020]

Reimer-Gordinskaya, Katrin/ Tzschiesche, Selana (Hg.) (2020): Der Berlin-Monitor. Antisemitismus – Heterogenität – Allianzen. Forschungsbericht zum ersten Schwerpunkt der Aktivierenden Befragung im Berlin-Monitor. Berlin: zu Klampen Verlag.

- Rensmann, Lars (2004): Demokratie und Judenbild. Antisemitismus in der politischen Kultur der Bundesrepublik Deutschland. Springer VS.
- Rosenthal, Gabriele (2015): Interpretative Sozialforschung – Eine Einführung. Weinheim: Beltz Juventa.
- Salzborn, Samuel/ Kurth, Alexandra (2019): Antisemitismus in der Schule: Erkenntnisstand und Handlungsperspektiven. Wissenschaftliches Gutachten. Berlin/ Gießen. Download verfügbar unter: <https://www.tu-berlin.de/fileadmin/i65/Dokumente/Antisemitismus-Schule.pdf> [11.11.2020]
- Salzborn, Samuel (Hg.) (2020): Schule und Antisemitismus. Politische Bestandsaufnahme und pädagogische Handlungsmöglichkeiten. Weinheim: Beltz Juventa.
- Scherr, Albert/ Schäuble, Barbara (2006): Jugendlicher Antisemitismus – (k)eine Herausforderung für die Jugendarbeit? In: deutsche jugend, H. 6/2006, S. 268-275.
- Schäuble, Barbara (2017): Vom Sprechen und Schweigen über Antisemitismus. Fragen, Herausforderungen, Handlungsoptionen. Beitrag während einer Podiumsdiskussion. In: Kompetenzzentrum für Prävention und Empowerment (Hg.): Vom Sprechen und Schweigen über Antisemitismus. Frankfurt am Main: Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland e.V. 2017, S. 13-19.
- Schwarz-Friesel, Monika/ Reinhartz, Jehuda (2012): Die Sprache der Judenfeindschaft im 21. Jahrhundert. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Schwarz-Friesel, Monika (2019): Judenhass im Internet. Antisemitismus als kulturelle Konstante und kollektives Gefühl. Berlin: Hentrich & Hentrich.
- Steele, Claude M./Aronson, Joshua (1995): Stereotype threat and the intellectual test performance of African Americans. *Journal of Personality and Social Psychology*. 69 (5). S. 797-811.
- Steele, C. M./Spencer, S. J./Aronson, J. (2002): Contending with group image: The psychology of stereotype and social identity threat. In M. P. Zanna (Hg.): *Advances in experimental social psychology*. Academic Press. Nr. 34. S. 379-440.

Steinke, Ronen (2020): Terror gegen Juden. Wie antisemitische Gewalt erstarkt und der Staat versagt – Eine Anklage. Berlin: Berlin Verlag.

Stender, Wolfram/ Follert, Guido/Özdoğan, Mihri (2010): Konstellationen des Antisemitismus – Antisemitismusforschung und sozialpädagogische Praxis. Wiesbaden: Springer VS.

Strauss, Anselm (1998): Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. München: Wilhelm Fink Verlag.

Wiegemann, Romina/ Scheuring, Jana (2018): #zusammendenken – ein Angebot des Kompetenzzentrums für Prävention und Empowerment (ZWST). Medaon12 (2018), 23 – Download verfügbar unter: https://zwst-kompetenzzentrum.de/wp-content/uploads/2020/01/medaon_23_wiegeman_scheuring.pdf [9.12.2020]

Zick, Andreas/ Küpper, Beate/ Krause, Daniela (2016): Gespaltene Mitte. Feindselige Zustände. Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2016. Bonn: Dietz.

Zick, Andreas/ Hövermann, Andreas/ Jensen, Silke/ Bernstein, Julia (2017): Jüdische Perspektiven auf Antisemitismus in Deutschland. Ein Studienbericht für den Expertenrat Antisemitismus. Universität Bielefeld. Download verfügbar unter: https://uni-bielefeld.de/ikg/daten/JuPe_Bericht_April2017.pdf [11.11.2020]

7. IMPRESSUM

Verantwortlich für den Inhalt der Studie

Kompetenzzentrum für Prävention und Empowerment

V.i.S.d.P.

Marina Chernivsky

Redaktion

Johanna Schweitzer

Lektorat

Elisabeth Güde

Gestaltung und Design

Alex Hislop

Kontakt

info@zwst-kompetenzzentrum.de

0 30 / 51 30 39 88

www.zwst-kompetenzzentrum.de

Kooperation

Arbeitsbereich Sozialpädagogik der Freien Universität Berlin

ISBN: 978-3-00-071026-1

1. Auflage 2020, 2. Auflage 2021

Förderung der Studie

Gefördert vom



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

im Rahmen des Bundesprogramms

Demokratie *leben!*

Das Kompetenzzentrum ist Mitglied im Kompetenznetzwerk Antisemitismus



Kompetenznetzwerk
Antisemitismus

Mit freundlicher Unterstützung von



Zentralwohlfahrtsstelle
der Juden in Deutschland e.V.

kompetenz
zentrum
PRÄVENTION UND EMPOWERMENT.

In Kooperation mit



Unterstützung bei Druck und Gestaltung durch



This project is funded by the
Rights Equality and Citizenship
Programme of the European Union



Gefördert vom



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

im Rahmen des Bundesprogramms

Demokratie *leben!*



Baden-Württemberg
STAATSMINISTERIUM

* Die Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung des BMFSFJ oder des
BAFzA dar. Für inhaltliche Aussagen tragen die Autorinnen die Verantwortung.

Autorinnen

Marina Chernivsky ist Psychologin und Verhaltenswissenschaftlerin. Sie forscht auf dem Themengebiet Antisemitismus und Diskriminierung, ist Lehrbeauftragte und Bildungsvermittlerin. Sie leitet das Kompetenzzentrum für Prävention und Empowerment und ist Geschäftsführerin der Beratungsstelle OFEK e.V. Bis 2017 war sie Mitglied im Zweiten Unabhängigen Expertenkreis Antisemitismus des Deutschen Bundestags und ist seit 2019 Mitglied im Beratungsgremium des Beauftragten der Bundesregierung für jüdisches Leben und den Kampf gegen Antisemitismus.

Kontakt: chernivsky@zwst-kompetenzzentrum.de

Prof. Dr. **Friederike Lorenz-Sinai**, Erziehungswissenschaftlerin und Sozialarbeiterin, Professur für Methoden der Sozialen Arbeit und Sozialarbeitsforschung am Fachbereich Sozial- und Bildungswissenschaften der Fachhochschule Potsdam. Aktuelle Forschungsschwerpunkte: Interpretative Sozialforschung, Erfahrungen von Care Leavern, Aufarbeitung von (sexualisierter) Gewalt in Institutionen, institutionelle Schweigepraktiken, Antisemitismus an Schulen und Gedenkstätten, Wirkungen der Shoah in Erziehung und Bildung der Gegenwartsgesellschaft.

Kontakt: friederike.lorenz-sinai@fh-potsdam.de

Johanna Schweitzer (Erziehungswissenschaft, B.A. und Praxisforschung in Sozialer Arbeit und Pädagogik, M.A.) ist wissenschaftliche Mitarbeiterin und Koordination der Forschungsprojekte am Forschungsbereich des Kompetenzzentrums für Prävention und Empowerment.

Kontakt: schweitzer@zwst-kompetenzzentrum.de

